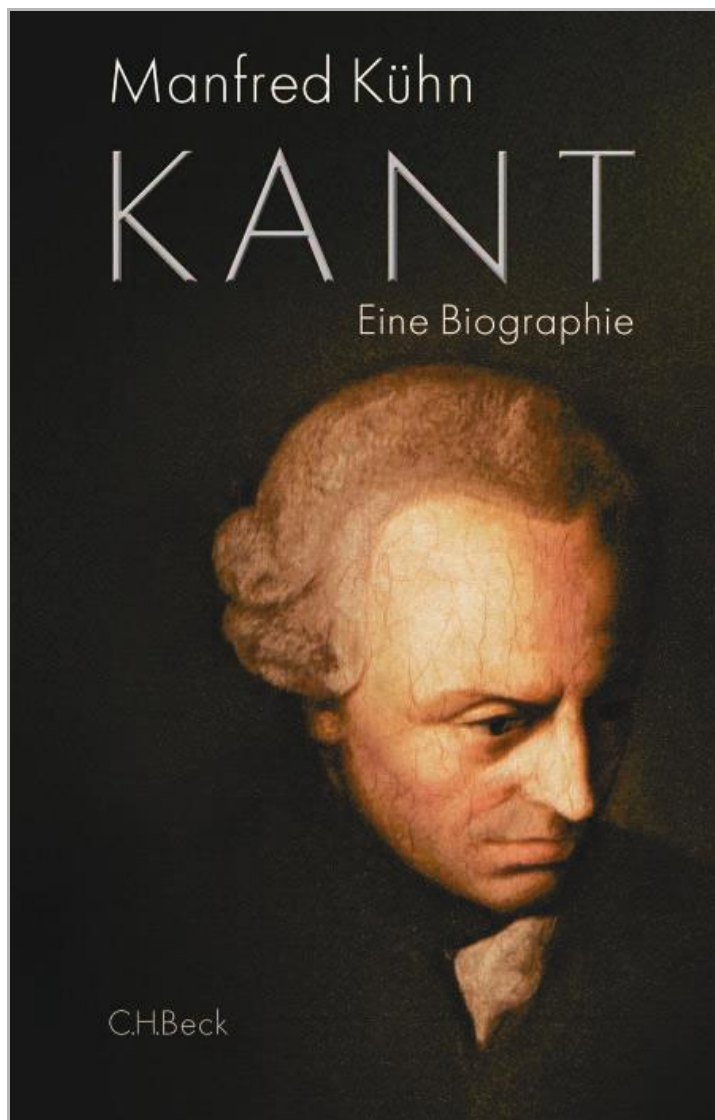


Unverkäufliche Leseprobe



Manfred Kühn
Kant
Eine Biographie

2024. 639 S., mit 27 Abbildungen
ISBN 978-3-406-81460-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36288720>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Manfred Kühn

KANT

Man nannte Kant den «eleganten Magister». Er war ein ungemein beliebter Universitätslehrer, charmant und kontaktfreudig, von Freunden umgeben, gern auf Gesellschaften. Die bis zur Karikatur verzerrten Klischees vom pedantischen Leben Kants treffen allenfalls seine späten Jahre. Neben dem Portrait von Kants Leben und der Einführung in seine Schriften macht Manfred Kühns Biographie deutlich, wie sehr das Denken des großen Philosophen von den wichtigen politischen, kulturellen und intellektuellen Ereignissen seiner Zeit inspiriert wurde – vom Geniekult des Sturm und Drang, den Schriften David Humes und Rousseaus bis zu den Ideen der Französischen Revolution. Sie stellt Kollegen und Freunde Kants vor, Gegner und Konkurrenten, und natürlich auch den Diener Martin Lampe. Manfred Kühn bietet ein differenziertes Bild von Kants Leben, seinem Denken und seiner Zeit.

«Die beste Kant-Biographie» *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

«Hinterher kennt man sich garantiert besser in Kants Leben aus als dieser einst selbst.» *Der Tagesspiegel*

«Kollegen und Schüler, Freunde und Tischgenossen, Adlige und Kaufleute, kurzum das ganze Königsberg des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, erstehen als faszinierendes Gruppenbild.» *Neue Zürcher Zeitung*

Manfred Kühn ist em. Professor für Philosophie an der Boston University. Zuvor lehrte er viele Jahre Philosophie an der Purdue University in den USA und in Marburg. Neben vielen Arbeiten über Kant hat er auch Bücher und Aufsätze über David Hume, Thomas Payne und die Aufklärung in Schottland, Frankreich und Deutschland veröffentlicht. Bei C.H.Beck ist von ihm außerdem erhältlich: «Johann Gottlieb Fichte. Ein deutscher Philosoph» (2012).

Manfred Kühn

KANT

Eine Biographie

Aus dem Englischen
von Martin Pfeiffer

C.H.Beck

Titel der englischen Originalausgabe:
«Kant. A Biography»
© Cambridge University Press 2001

Diese Übersetzung von «Kant. A Biography» wird in Zusammenarbeit
mit Cambridge University Press veröffentlicht.

Die ersten fünf Auflagen der deutschen Ausgabe erschienen von 2003 bis 2004
in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.
2007 erschien die deutsche Ausgabe bei dtv Verlagsgesellschaft.

Mit 27 Abbildungen

1. Auflage der Sonderausgabe. 2024

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2003
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Fritz Lüdke, Atelier 59, München
Umschlagabbildung: Immanuel Kant, Portrait um 1790. AKG, Berlin
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 81460 0



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

für Margret



Immanuel Kant. Gemälde von J. G. Becker, 1768

Inhalt

Die auftretenden Personen	11
Prolog	15

1. Kindheit und frühe Jugend (1724–1740)

Frühe Kindheit (1724–1731): «Die beste Erziehung von der moralischen Seite betrachtet»	40
Schuljahre (1732–1740): «Unter der strengen Zucht der Fanatiker»	63
Königsberg: «Ein schicklicher Platz zu Erweiterung der Weltkenntnis»	74

2. Student und Hauslehrer (1740–1755)

Die Albertina: «Eine Universität zur Kultur der Wissenschaften»?	80
<i>Die Schätzung der lebendigen Kräfte</i> : «Was schloß Kants Genie auf?»	107
Hauslehrer: «Es ist in der Welt vielleicht nie ein schlechterer Hofmeister gewesen»	119

3. Der elegante Magister (1755–1764)

Erste Jahre (1755–1758): «Ein fürtrefflicher Kopf»	123
Die russische Besetzung (1758–1762): «Ein Mann, der die Wahrheit eben so sehr liebt wie den Ton der guten Gesellschaft»	138
Kant und Hamann: «Eine sehr nahe oder eine sehr entfernte Verbindung»	144
Herder als Kants Student (1762–1764): «In die Rousseauiana und Humiana gleichsam eingeweiht»	155
Kants philosophische Werke aus dieser Periode: «Spuren seines Geistes»	164

4. Eine Wiedergeburt und ihre Konsequenzen (1764–1769)

Kant mit vierzig: «Wann erwirbt man seinen Charakter?»	174
Kants Lehrmethode: «Die eigentliche Methode des Unterrichts in der Weltweisheit ist zetetisch»	190
Ein literarischer Zirkel: «Ein Lustspiel in fünf Aufzügen»	196
<i>Träume eines Geistersehers</i> (1766): «Charakter, zweideutig ausgedrückt»	204
Kants philosophische Entwicklung von 1755 bis 1769: «Ich suche die Ehre des Fabius Cunctator»	209

5. Die Jahre des Schweigens (1770–1780)

Die Inauguraldissertation: «Echte Metaphysik ohne alle Beimischung des Sinnlichen»	223
Erste Reaktionen: Wir sind «noch nicht überzeugt genug»	229
Kants Moralphilosophie um 1770: «Alle Moralität beruht auf Ideen»	237
Herr Professor: «Sie liefen in Kants Vorlesungen, um sich ein Ansehen zu geben»	240
Gesellschaftliches Leben: «Alles was ich gewünscht und erhalten habe»	254
Die sich entwickelnde Konzeption einer bloß propädeutischen Disziplin: «Steine im Wege»	267

6. «Alles zermalmender» Kritiker der Metaphysik (1780–1784)

Die <i>Kritik der reinen Vernunft</i> : «Nichts mehr als zwei Glaubensartikel?»	279
Erste Reaktionen auf die <i>Kritik</i> : «Allzu große Ähnlichkeit mit Berkeley und Hume»	291
<i>Prolegomena</i> : «Nicht vor Lehrlinge, sondern vor künftige Lehrer»	295
Das eigene Haus (1783): «Recht romantisch», aber «nahe bei einem Gefängnis»	311

7. Begründer einer Metaphysik der Sitten (1784–1787)

Arbeit an der <i>Grundlegung zur Metaphysik der Sitten</i> (1784): «Philosophie auf einen mißlichen Standpunkt gestellt»	320
---	-----

Andere Ideen: Gegen «Faulheit und Feigheit» und für «sorgfältiges Festhalten am Prinzip»	33 I
Die Kontroverse mit Herder: «Der Vernunft das Vorrecht, das sie zum höchsten Gut auf Erden macht», nicht bestreiten .	339
<i>Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft:</i> «Alle eigentliche Naturwissenschaft bedarf einen reinen Teil» .	346
Kants Eingreifen in den Pantheismusstreit: Für eine «reine Vernunftreligion»	35 I
<i>Kritik der praktischen Vernunft:</i> «Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir»	359
Kant und seine Kollegen und Freunde: «Von Vorurteilen sehr begeistert»?	36 I
Der Tod seines besten Freundes und die Folgen: Eine «veränderte Lebensweise»	372
Idealismus oder Realismus: Kein Gegenstand «im transzendentalen Verstande außer uns gegeben»?	377

8. Probleme mit Religion und Politik (1788–1795)

Strapazierte Freundschaft: «Für Kant schreiben»	380
In Gesellschaft (Dienstag, 16. Dezember 1788): «Auch die natürliche Religion hat ihre Dogmatik»	385
Die Revolution: «Ich habe das Heil der Welt gesehen»	393
<i>Kritik der Urteilskraft</i> (1790): «Zweckmäßigkeit ohne Zweck» .	397
Anerkennung von einem «echtphilosophischen Publikum» und Feindschaft von seiten der «Popularphilosophen»	405
Der berühmte Gastgeber: «König in Königsberg»	410
Der Beginn eines Konflikts: «Kühne Meinungen»	419
<i>Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft:</i> «Ein Beispiel dieses Gehorsams»?	425
«Über den Gemeinspruch»: Ansprache an einen der «Erdengötter»	432
Konsequenzen: Angedroht werden «bei fortgesetzter Renitenz unangenehme Verfügungen»	438
Ewiger Friede: «Der theoretische Politiker als Schulweiser»	443

9. Der alte Kant (1796–1804)

Die frühen Jahre des Ruhestandes (1796–1798): «Etwas verändert»	447
--	-----

**Zum Schluß:
«Das Bündel schnüren»**

Unabgeschlossene Religionssache: «Diesem Unwesen ist nunmehr gesteuert»	467
Das <i>Opus postumum</i> : «Ausnehmende Kombinationen und Entwürfe»	472
Schwinden der Kräfte und Tod (1799–1804): «Sie müssen mich wie ein Kind betrachten»	478

Anhang

Danksagung 491 · Kants Leben und Werke: Zeittafel 493 · Anmerkungen 499 · Bibliographie 595 · Bildnachweis 617 · Register 618

Die auftretenden Personen

Baczko, Adolph Franz Joseph von (1756–1823), Student Kants in den siebziger Jahren (und Freund von Kraus). Trotz Erblindung war er ein tüchtiger Historiker. Eine Professur an der Universität Königsberg wurde ihm versagt, weil er Katholik war.

Beck, Jacob Sigismund (1761–1840), einer der berühmtesten frühen Anhänger Kants. Er studierte in Königsberg, wo er ebenso sehr von Kraus wie von Kant beeinflusst wurde. Zwischen 1793 und 1796 veröffentlichte er mehrere Bände mit Erklärungen der kritischen Philosophie Kants. Zunächst war er ein orthodoxer Anhänger Kants; in seinem letzten Buch, *Einzig möglicher Standpunkt, aus welchem die kritische Philosophie zu beurteilen ist*, ging er sehr zu Kants Verdruss eigene Wege.

Borowski, Ludwig Ernst (1740–1832), einer der ersten Studenten Kants, der sein ganzes Leben lang in freundschaftlicher Verbindung zu ihm stand. In fortgeschrittenem Alter bekleidete Borowski bedeutende Ämter in der lutherischen Kirche Preußens. In Kants letzten Lebensjahren war er häufig dessen Tischgast. Er schrieb eine der drei «offiziellen» Biographien Kants, ging aber nicht zu seiner Beerdigung.

Fichte, Johann Gottlieb (1762–1814), idealistischer Philosoph. Er kam nach Königsberg, wo er den *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* schrieb. Kant machte seinen Einfluß zugunsten der Veröffentlichung des Buches geltend. Dieses Werk, das ohne Verfasserangabe erschien, wurde zunächst für Kants eigene Arbeit gehalten. Die Offenlegung der wahren Urheberschaft durch Kant machte Fichte berühmt. Später ging Fichte «über Kant hinaus». Er kritisierte die Kantische Philosophie heftig und zog sich dadurch Kants Zorn zu.

Funk, Johann Daniel (1721–1764), ein sehr beliebter Juraprofessor in Königsberg, der mit dem jungen Kant eng befreundet war. Er führte ein lockeres Leben und übte entscheidenden Einfluß auf Hippel aus.

Goeschen, Johann Julius (1736–1798), kam 1760 nach Königsberg, wo er bald in freundschaftliche Beziehung zu Kant und den Jacobis trat. Zunächst war er Münzmeister und dann Direktor der Münze in Königsberg. Er und Maria Charlotta Jacobi wurden ein Liebespaar, und, nach-

dem sie sich hatte scheiden lassen, heirateten die beiden. Nach der Eheschließung blieb Kant in freundschaftlicher Verbindung zu Goeschen, betrat allerdings nie das Haus des Paares.

Green, Joseph (1727–1786), britischer Kaufmann in Königsberg und engster Freund Kants. Hippel nahm angeblich Green als Vorbild für seinen «Mann nach der Uhr», eine Gestalt, die nach unumstößlichen Maximen und streng nach der Uhr lebt. Spätere Autoren übertrugen diese Eigenschaften auf Kant.

Hamann, Johann Georg (1730–1788), einer von Kants (und Greens) engen Freunden. Hamann, in Königsberg geboren und ausgebildet, wurde auch der Magus des Nordens genannt. Er war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer der bedeutendsten christlichen Denker in Deutschland, der für eine irrationalistische Glaubenstheorie eintrat und die vorherrschende Aufklärungsphilosophie ablehnte. Er war der Mentor der Sturm-und-Drang-Bewegung. Diese Ideen popularisierte Herder nach seinem Fortgang aus Königsberg im Jahre 1764.

Herder, Johann Gottfried (1744–1803), einer von Kants Schülern in den frühen sechziger Jahren. Ebenso sehr von Hamann wie von Kant beeinflusst, wurde er zu einem der wichtigsten Autoren des Sturm und Drang und übte enormen Einfluß auf die vorromantischen Denker in Deutschland aus. Nachdem Kant die *Ideen* Herders anonym und sehr kritisch rezensiert hatte, wandte sich dieser gegen seinen Lehrer.

Herz, Markus (1747–1803), einer von Kants wichtigsten Studenten, Respondent bei der Verteidigung der Inauguraldissertation Kants und nach seinem Umzug nach Berlin wichtiger Briefpartner Kants. Herz wurde in Berlin Arzt und hielt dort Vorlesungen über die Kantische Philosophie, die wichtige Regierungsbeamte zugunsten Kants beeinflussten.

Hippel, Theodor Gottlieb (von) (1741–1796), Freund Hamanns und Kants, später Bürgermeister von Königsberg. Er schrieb zahlreiche Lustspiele und Romane. Wie Kant und Schulz besuchte er das Collegium Fredericianum, und er studierte in den ersten Jahren der Privatdozentenzeit Kants an der Universität. Hippel und Kant waren miteinander befreundet, wahrten aber immer «höfliche» Distanz.

Jachmann, Reinhold Bernhard (1767–1843), stand zwischen 1783 und 1794 in enger Verbindung zu Kant. Als sein Amanuensis oder akademischer Gehilfe war Jachmann in den Jahren, in denen Kant seine berühmtesten Werke veröffentlichte, gut mit ihm bekannt. Jachmann und sein älterer Bruder Johann Benjamin (1765–1832) standen in enger Verbin-

zung zu Joseph Green und Robert Motherby. Johann Benjamin, ebenfalls einer von Kants Amanuenses, war nach dem Studium in Edinburgh als Arzt in Königsberg tätig. Reinhold Bernhard Jachmann war einer der drei «offiziellen» Biographen Kants.

Jacobi, Johann Conrad (1718–1774), Bankier in Königsberg sowie Freund Hamanns und Kants. Bis zu seiner Scheidung im Jahre 1768 war er mit Maria Charlotta verheiratet. Als einer von Kants engen Freunden kümmerte er sich teilweise um dessen private Angelegenheiten, so um die regelmäßigen Zahlungen an die armen Verwandten Kants.

Jacobi, Maria Charlotta (1739–1795), genannt «die Prinzessin», ließ sich von Johann Conrad Jacobi scheiden und heiratete Johann Julius Goeschen. Kant, der sowohl mit Jacobi als auch mit Goeschen befreundet war, betrat das Haus der Goeschens nie mehr, nachdem er über die Ereignisse, die zur Scheidung geführt hatten, allzu viel geplaudert hatte.

Kanter, Johann Jakob (1738–1786), Buchhändler und Verleger, der Kant, Hamann und Hippel nahestand. Kant wohnte eine Zeitlang in dem Haus, in dem sein Buchladen untergebracht war. Kanter war der Verleger eines großen Teils von Kants Werken.

Keyserlingk, Caroline Charlotte Amalie Gräfin (1729–1791), Kants «Idealbild» einer Frau, Gattin des Grafen Heinrich Christian Keyserlingk. Kant war ein enger Freund der Familie und hatte dort eine ständige Tischeinladung, wobei er fast immer den Ehrenplatz neben der Gräfin einnahm.

Keyserlingk, Heinrich Christian Graf (1727–1787), der Gatte von Caroline Charlotte Amalie. Kant und der Graf scheinen viele politische Ansichten miteinander geteilt zu haben.

Kraus, Christian Jacob (1753–1807), vielleicht Kants begabtester Schüler während der Siebziger. 1780 wurde Kraus sein Kollege und lehrte Moralphilosophie. Heute kennt man ihn vor allem als einen derjenigen, welche die Ideen Adam Smiths in Deutschland einführten. Obgleich Kraus und Kant gute Freunde waren und zeitweilig einen gemeinsamen Haushalt führten, kam es irgendwann vor dem Erscheinen der dritten *Kritik* zu einem Zerwürfnis. In mancher Hinsicht stand Kraus Hamann näher als Kant.

Lambert, Johann Heinrich (1728–1777), Mathematiker und Philosoph. Lamberts philosophischer Briefwechsel mit Kant war für letzteren eine wichtige Quelle der Anregung.

Lampe, Martin (1734–1806), Diener Kants während des größten Teils seines Lebens. Er war ein ausgedienter Soldat. Lampe war geistig ziemlich beschränkt, und Kant hatte ständig Probleme mit ihm. Kurz vor seinem Tode mußte er Lampe entlassen, da dieser so stark trank, daß er seine Pflichten als Diener vernachlässigte.

Mendelssohn, Moses (1729–1786), berühmter jüdischer Philosoph, der Kants literarischer Freund und Unterstützer war. Mendelssohn und Herz wurden nach 1770 in Berlin Freunde. Kant hatte von Mendelssohn eine hohe Meinung, und der Briefwechsel mit ihm war ihm wichtig.

Motherby, Robert (1736–1801), englischer Kaufmann, Partner Greens und enger Freund Kants. Kant hatte bedeutenden Einfluß auf die Erziehung von Motherbys Söhnen. Er hatte auch einen großen Teil seines Geldes in die Firma Greens und Motherbys investiert.

Reinhold, Karl Leonhard (1758–1823), einer der ersten Popularisierer der Kantischen Philosophie. Zwar begegnete er Kant nie persönlich, aber er machte seinen Namen zu einem festen Begriff. Nachdem er eine Professur in Jena angetreten hatte, gab er die strenge Kantische Philosophie auf und vertrat seine eigene Vorstellungsphilosophie. Später entwickelte er als Anhänger Fichtes eine kritische Einstellung zu Kant, aber Kant blieb Reinhold gegenüber immer dankbar.

Scheffner, Johann George (1736–1820), Freund Hippels, Hamanns und Kants. 1761 veröffentlichte er gewagte Gedichte «à la Grécourt». 1765 wurde er Sekretär im Kriegsministerium in Königsberg, schied aber im darauffolgenden Jahr aus dem Amt.

Schulz, Johann Ernst (1739–1805), auch «Schultz» und «Schulze» genannt, Freund Kants, der in Kants ersten Jahren als Privatdozent an der Universität Königsberg studierte. Er rezensierte Kants Inauguraldissertation und wurde in den siebziger Jahren Hofprediger in Königsberg und Privatdozent für Mathematik. Nachdem er der erste Verteidiger der kritischen Philosophie Kants geworden war, wurde er zum ordentlichen Professor ernannt.

Wasianski, Ehregott Andreas Christoph (1755–1831), studierte von 1772 bis 1780 Theologie an der Universität Königsberg. Er hörte bei Kant Vorlesungen und war sein Amanuensis. 1786 wurde er Diakon in Königsberg und kümmerte sich in Kants letzten Lebensjahren um ihn. Er war Kants Testamentsvollstrecker und der dritte der drei «offiziellen» Biographen Kants.

Prolog

I

Immanuel Kant starb am 12. Februar 1804 um 11 Uhr vormittags, etwas mehr als zwei Monate vor seinem 80. Geburtstag. Zwar war er immer noch berühmt, aber die deutschen Denker waren mit dem Versuch beschäftigt, über seine kritische Philosophie «hinauszugelangen». Er war nahezu bedeutungslos geworden. Seinen letzten wichtigen Beitrag zur philosophischen Diskussion hatte er fast fünf Jahre zuvor geleistet. Das war die offene «Erklärung in Beziehung auf Fichtes Wissenschaftslehre» vom 7. August 1799. Darin hatte er unmißverständlich seine Überzeugung zum Ausdruck gebracht, daß alle neueren philosophischen Entwicklungen mit seiner kritischen Philosophie kaum etwas zu tun hatten, daß er «Fichtes Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System halte» und daß er ganz und gar nicht geneigt sei, an der «Metaphysik nach Fichtes Prinzipien» teilzunehmen.¹ Indem er die Philosophen dazu drängte, über seine kritische Philosophie nicht «hinauszugehen», sie vielmehr nicht nur als sein eigenes letztes Wort, sondern auch als das letzte Wort über metaphysische Fragen schlechthin ernstzunehmen, verabschiedete er sich praktisch von der philosophischen Bühne. Von ihm war nichts mehr, jedenfalls nichts anderes zu erwarten. Die deutsche Philosophie und mit ihr die Philosophie Europas insgesamt schlug eine Bahn ein, die er nicht gutheißen konnte. Doch diese Entwicklungen hatten mit dem Sterbenden in Königsberg kaum etwas zu tun. Manche sagten, er habe seine Zeit überlebt, aber er war nicht mehr an ihnen interessiert.

«Der große Kant ist denn auch wie der kleinste Mensch gestorben, aber so sanft und still, daß die bei ihm Stehenden nichts als das Ausbleiben des Atems bemerkten.»² Sein Tod war der Schlußpunkt einer schrittweisen und sich über einen langen Zeitraum hinziehenden Verschlechterung seiner geistigen und körperlichen Verfassung, die im Jahre 1799, wenn nicht schon früher, eingesetzt hatte. Kant selbst sagte 1799 zu einigen seiner Freunde: «Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich wie ein Kind betrachten.»³ Scheffner hatte es schon Jahre vor Kants Tod für erforderlich gehalten zu betonen, daß alles, was ihn zu dem Genie gemacht hatte, welches er war, verschwunden war, und er sprach von dem «langentkanteten Kant».⁴ Insbesondere in seinen letzten beiden Jahren waren keine Anzeichen seines einst so großen Geistes mehr wahrzunehmen.

Sein Leichnam war so vollständig ausgetrocknet, daß er wie ein Skelett aussah, «das man aufstellen könnte». Eigenartigerweise fand genau dies statt. In den darauffolgenden beiden Wochen wurde der tote Kant zu einem öffentlichen Schauobjekt. Die Menschen standen Schlange, um ihn zu sehen, bis er dann 16 Tage später begraben wurde. Dabei war das Wetter das Hauptproblem. Es war sehr kalt in Königsberg, und der Boden war so hart gefroren, daß es unmöglich war, ein Grab auszuheben – so als weigerte sich die Erde, das aufzunehmen, was von dem großen Manne übrig war. Doch angesichts des Zustands der Leiche sowie des großen Interesses der Königsberger Bürger an ihrer toten Berühmtheit gab es schließlich auch keinen Grund zur Eile.

Das Begräbnis selbst war eine feierliche und großartige Angelegenheit. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt. Zahlreiche Königsberger Bürger, von denen die meisten Kant entweder nicht sehr gut oder überhaupt nicht gekannt hatten, kamen, um zu sehen, wie der berühmte Philosoph zur letzten Ruhe gebettet wurde. Die auf den Tod Friedrichs II. geschriebene Kantate hatte man für Kant umgeschrieben: der größte preußische Philosoph wurde mit Musik geehrt, die für den größten preußischen König geschrieben war. Ein langer Zug folgte dem Sarg, und von *allen* Königsberger Kirchen läuteten die Glocken. Das muß den meisten Königsberger Bürgern angemessen erschienen sein. Scheffner, Kants ältestem noch lebenden Freund, «gefiel [es] sehr gut», und Gleiches galt für die Mehrzahl der Königsberger. Seit 1701 war ihre Stadt zwar nicht mehr die politische Hauptstadt Preußens, aber in den Augen vieler Königsberger war sie die intellektuelle Hauptstadt des Landes, wenn nicht der Welt.⁵ Kant war einer der bedeutendsten Bürger der Stadt gewesen. Er war ihr «Philosophenkönig», auch wenn die Philosophen außerhalb von Königsberg sich nach einem anderen König umsahen.

Am Tage des Begräbnisses war es immer noch bitter kalt; doch wie so oft an Wintertagen in Königsberg war das Wetter auch wunderbar klar. Scheffner schrieb etwa einen Monat später an einen Freund:

Sie glauben nicht, was in meiner ganzen Existenz für ein Schauer sich ereignete, als man die ersten großen gefrorenen Erdklöße auf den Sarg warf – es tönt mir noch in Kopf und Herzen.⁶

Was Scheffner erbeben ließ, war nicht nur die Kälte. Und es war auch nicht bloß die Angst vor seinem eigenen Tode, die der hohle Klang der gefrorenen Erdklumpen, welche auf den nahezu leeren Sarg fielen, erweckt haben mochte. Der Schauer, der noch Tage und Wochen in seinem Kopf anhielt, hatte tiefere Gründe. Kant, der Mann, war für immer fort. Die Welt war kalt, und es gab keine Hoffnung – nicht für Kant, und vielleicht für keinen von uns. Scheffner wußte nur zu gut, daß Kant davon überzeugt gewesen war, nach dem Tode sei nichts zu erwarten. Mochte

er auch in seiner Philosophie die Hoffnung auf ein ewiges Leben und eine künftige Existenz hochgehalten haben, in seinem Privatleben hatten ihn solche Ideen kalt gelassen. Scheffner hatte häufig gehört, wie sich Kant verächtlich über Gebete und andere religiöse Praktiken äußerte. Die organisierte Religion erfüllte ihn mit Zorn. Jedem, der Kant persönlich kannte, war klar, daß ihm der Glaube an einen persönlichen Gott fremd war. Gott und Unsterblichkeit hatte er zwar postuliert, glaubte aber selbst an keines von beiden. Seine feste Überzeugung war, daß derartige Glaubensvorstellungen lediglich eine Sache des «individuellen Bedürfnisses» seien.⁷ Er selbst empfand kein derartiges Bedürfnis.

Scheffner hingegen, ein Bürger Königsbergs, der fast ebenso berühmt war wie Kant, hatte ganz eindeutig ein solches Bedürfnis. Er, der zum Zeitpunkt von Kants Tod einer der achtbarsten und geachtetsten Bürger der Stadt war, betrachtete sich als guten Christen, und wahrscheinlich war er das auch. Scheffner war ein frommes, wenn auch nicht streng orthodoxes Mitglied seiner Gemeinde, und er war glücklich verheiratet. Seine Frömmigkeit war nicht immer selbstverständlich gewesen. In seinen frühesten Jahren war er als Dichter durchaus berühmt oder vielleicht besser gesagt berüchtigt geworden. Ja, man erinnerte sich an ihn immer noch als den (anonymen) Verfasser eines Bandes mit erotischen Gedichten in französischer Manier, der etwa 40 Jahre zuvor einiges Aufsehen erregt hatte. Nach Ansicht vieler gehörten diese Gedichte zu den obszönsten Versen, die je auf deutsch geschrieben worden waren. Kants Ruf als Ungläubiger konnte in noch höherem Maße einen Schatten auf Scheffners eigenen Ruf werfen. Darüber hinaus mußte er sich Gedanken über Kants unsterbliche Seele machen. Als Freund nahm er Kant ernst. Überrascht es daher, daß sich diese Zweifel nicht nur über die Zeremonie des Begräbnisses von Kant, sondern auch über Scheffners Leben schlechthin legten?

Einige der rechtschaffeneren Christen in Königsberg hielten es für erforderlich, der Beerdigung gänzlich fernzubleiben. So blieb Ludwig Ernst Borowski, ein hoher Amtsträger der lutherischen Kirche Preußens, einer der ersten Studenten Kants und gelegentlicher Tischgast in Kants letzten Jahren, ein Mann, den viele als Kants Freund ansahen, zu Hause – sehr zu Scheffners Bestürzung.⁸ Doch Borowski verfolgte noch höhere Karriereziele. Da er sich nur zu gut darüber im klaren war, welcher zweifelhaften Ruf Kant bei den Regierenden, auf die es wirklich ankam, genoß, hatte er das Gefühl, es sei besser, an der Beerdigung nicht teilzunehmen. Zwar nicht gegenüber Kants moralischem Charakter, aber doch gegenüber seinen philosophischen und politischen Ansichten hatte er erhebliche Vorbehalte, und er tat, was er für das Diplomatischste hielt.

Am Tage nach Kants Tod veröffentlichten die *Königlich Preussischen Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeitungen* eine Notiz, in der es unter anderem hieß:

Daß den 12ten Februar 1804, Mittags um
11 Uhr, an einer gänzlichen Entkräftung er-
folgte Absterben des Herrn Professor Immanuel
Kant, in einem Alter von 79 Jahren und
10 Monaten, meldet im Namen seiner Frau
Schwester, anwesenden Schwester : Kinder und
abwesenden Bruder : Kinder ergebenst

Diaconus Wasianski,
als Executor Testamenti.

*Die Todesanzeige, verfaßt von Kants Testamentvollstrecker
E. A. Ch. Wasianski*

Heute Mittags um 11 Uhr starb hier an völliger Entkräftung im 80sten Jahre seines Alters Immanuel Kant. Seine Verdienste um die Revision der spekulativen Philosophie kennt und ehrt die Welt. Was ihn sonst auszeichnete, Treue, Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Umgänglichkeit – dieser Verlust kann nur an unserem Orte ganz empfunden werden, wo also auch das Andenken des Verstorbenen am ehrenvollsten und dauerhaftesten sich erhalten wird.⁹

Nur verhältnismäßig wenige Menschen hätten bestritten, daß Kant die Tugenden «Treue, Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Umgänglichkeit», die in dieser Notiz besonders hervorgehoben wurden, in der Tat besaß. Gleichwohl gab es einige, die anderer Ansicht waren. Eine der frühesten Veröffentlichungen über Kants Leben, die in Königsberg erschienen, war ein Versuch, Kants Wohlwollen, Rechtschaffenheit und Umgänglichkeit in Zweifel zu ziehen und zugleich Fragen über seine religiösen und politischen Ansichten aufzuwerfen. Die *Äußerungen über Kant, seinen Charakter und seine Meinungen, von einem billigen Verehrer seiner Verdienste*, eine Schrift, die 1804 anonym und ohne Ortsangabe erschien, war fast mit Sicherheit das Werk Johann Daniel Metzgers, eines Professors der Medizin (Pharmazie und Anatomie) an der Universität Königsberg. Kant und Metzger gingen anscheinend häufig miteinander konform. Da sich Kant sehr für Medizin interessierte, hatten die beiden vielfach Anlaß, Themen von beiderseitigem Interesse zu erörtern, aber sie hatten auch mehrere Meinungsverschiedenheiten, bei denen es um Fragen der Universitätsverwaltung ging. Infolgedessen hatte Metzger mehr als einmal versucht, Kant während seiner Amtszeiten als Rektor der Universität bloßzustellen.¹⁰

Weshalb der Autor der Ansicht war, das Buch müsse geschrieben werden, ist nicht völlig klar. Klar ist jedoch, daß es bei ihm eine gewisse Animosität gegenüber Kant gab und daß er der Ansicht war, im Hinblick auf Kants Privatleben gelte es einiges zurechtzurücken. Die Diagnose Metzgers lautete, Kants Charakter sei «weder gut noch böse» gewesen.¹¹ Er war nicht besonders hartherzig, aber er hatte auch kein besonders weiches Herz. Metzger gab zu verstehen, er habe wahrscheinlich, sieht man von seinen engsten Familienangehörigen ab, nie jemandem Geld gegeben. Aus dem Zeugnis, wonach Kant sich einmal geweigert hatte, zu einer Sammlung für einen Kollegen, dessen Haus abgebrannt war, etwas beizusteuern, zog er den Schluß, Kant sei «in einem nicht geringen Grade Egoist» gewesen.¹² Doch wie Metzger dann erklärte, war das wahrscheinlich nicht seine Schuld. Erstens war Kant misogyn und hatte deshalb nie geheiratet.¹³ Zweitens beugte sich fast jeder vor Kant als dem berühmten Autor. Das war auch der Grund, weshalb er keinen Widerspruch ertragen konnte. Ja, Metzger erklärte seinen Lesern, Kant habe recht beleidigend werden können, wenn es jemand wagte, seiner Meinung zu widersprechen. Und als sei das noch nicht genug, enthüllte Metzger, Kant habe die Kühnheit besessen, die Prinzipien der Französi-

schen Revolution zu unterstützen und sie selbst in den vornehmsten Häusern bei Tisch zu verteidigen. Er hatte keine Angst davor, auf die schwarze Liste gesetzt zu werden (wie das in Königsberg geschah). Kant war unhöflich und unsensibel. Außerdem mißhandelte er seine Diener. Selbst seine eigene, ungebildete Schwester, die sich in seinen letzten Tagen um ihn kümmerte, durfte nicht mit an seinem Tisch sitzen. «Dachte Kant nicht groß genug, um seine Schwester an seiner Seite sitzen zu lassen?»¹⁴ Angeblich hatte Kant vor seinem Tode gesagt, «er gehe mit reinem Gewissen aus der Welt, und mit dem frohen Bewußtsein, niemand vorsätzlich Unrecht getan zu haben». Dies, so Metzger, «ist das Glaubensbekenntnis eines jeden Egoisten».¹⁵

Zwar wollte Metzger nicht viel zu Kants Auffassungen von Theologie sagen, aber er konnte sich die Bemerkung nicht versagen, Kant habe sich «zum Indifferentismus in der Religion» und wahrscheinlich zu noch Schlimmerem bekannt. Theologen gegenüber war er ungerecht, und er hatte eine Abneigung gegen religiöse Menschen. Auch von der Jurisprudenz verstand er nicht viel; infolgedessen hatte er keine hohe Meinung von ihr. Mitglieder der juristischen Fakultät behandelte er ungerecht. Die Medizin schätzte er zwar, aber er erlaubte sich Urteile in Bereichen, in denen er nicht qualifiziert war. Beispielsweise wußte er nichts von Anatomie, aber er äußerte sich zu Themen, die ein derartiges Wissen voraussetzten. Er war auch inkonsequent: obwohl er «misogyn» war, schätzte er Hufelands *Makrobiotik*, in der behauptet wurde, daß die Ehe die Lebensdauer eines Mannes verlängere. Metzger behauptete, er wolle die Bedeutung der Kantischen Philosophie nicht wirklich in Zweifel ziehen. Zwar war er bereit zuzugeben, daß die Bücher Kants der Universität Königsberg zu großem Ruhm gereichten, aber den Menschen Kant fand er unzulänglich.

Metzger tat kund: Kants Werke waren groß, aber Kant selbst war alles andere als bewundernswert. Er war so engstirnig, wie Menschen eben sind, und hatte die meisten Fehler, die Menschen eben haben. Alles in allem war Kant kein Ausbund an Tugend, sondern ein Durchschnittsmensch. Er war weder besonders gut noch besonders schlecht, aber es wäre besser, wenn die Studenten ihn nicht nachahmten.

Der Anlaß für Metzgers kurzes Buch waren andere Bücher über Kant gewesen, die als Lobeshymnen auf ihn gedacht waren.¹⁶ Schon vor Kants Tod hatte es ein paar Biographien gegeben, die allesamt außerordentlich schmeichelhaft waren, aber es war anscheinend vor allem *ein* Buch, das Metzger zum Schreiben veranlaßt hatte, nämlich Johann Gottfried Hasses *Merkwürdige* (in der 2. Auflage: *Letzte*) *Äußerungen Kants von einem seiner Tischgenossen*, das kurz zuvor erschienen war.¹⁷ Hasse war Professor für orientalische Sprachen und Theologie. Er und Kant kamen sich nach 1786 näher, und vor allem in den letzten drei Jahren vor Kants Tod war Hasse häufig dessen Tischgast. Mit seinem kurzen Werk wollte

Hasse «weder einer Skizze seines Lebens – noch einer Biographie von ihm, – noch irgend einem, der etwas Wichtigeres und Besseres von diesem großen Manne melden kann, in den Weg treten». Seine *Letzten Äußerungen* sind nur deshalb beachtenswert, weil sie Zeugnisse von Kants Hinfälligkeit während seiner letzten Lebensjahre liefern.

Hasse behauptete, er habe nur seinem «dankerfüllten Herze Luft machen» wollen. Doch die meisten von Kants Freunden hätten sich gewünscht, daß er das nicht getan hätte. In seiner «Erklärung in Beziehung auf Fichtes Wissenschaftslehre» hatte Kant selbst das alte italienische Sprichwort angeführt, wonach wir, wenn Gott uns nur vor unseren Freunden bewahrt, uns vor unseren Feinden wohl selbst in Acht nehmen wollen, und er hatte erklärt: «Es gibt nämlich gutmütige, gegen uns wohlgesinnte aber dabei in der Wahl der Mittel unsere Absichten zu begünstigen, sich verkehrt benehmende (tölpische) [Freunde].»¹⁸ Die Publikation Hasses war ungeschickt und verschroben. Auch wenn er Kants Größe pries und Beispiele für seinen aufrichtigen Geist und seinen edlen Charakter zu liefern gedachte, gelang es ihm vor allem, Fragen aufzuwerfen, die in ganz anderer Hinsicht von Interesse sind. So erzählt uns Hasse von einem Buch, an dem Kant in seinen letzten Tagen schrieb. Dieses Werk hatte der alte Philosoph gelegentlich als «sein Hauptwerk» bezeichnet und davon gesagt, «daß es ein (absolutes) sein System vollendendes Ganze» sei, aber Hasse fährt fort: «Gleichwohl wird sich der etwanige Herausgeber desselben in Acht nehmen müssen, weil Kant in den letzten Jahren oft das ausstrich, was besser war als das, was er überschrieb, und auch viele Allotria (z. B. die Gerichte, die für denselben Tag bestimmt waren) dazwischen setzte.»¹⁹ Viele von den Geschichten, die Hasse erzählt, scheinen nur dazu geeignet zu sein, Zweifel an Kants geistigen Fähigkeiten aufzuwerfen.²⁰

Das war noch nicht das Schlimmste an Hasses Buch. Er stellte auch Fragen über Kants Charakter und insbesondere über seine Loyalität gegenüber Mitgliedern seiner Familie. So erklärte er, nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß Kant jedes Jahr einen erheblichen Betrag auf die Unterstützung seiner Verwandten verwendete, dieser habe die besagten Angehörigen nie irgendjemandem gegenüber erwähnt. Ebenso teilte er seinen Lesern mit, Kant habe auf Fragen nach seinen Verwandten nie geantwortet, und er habe, als seine Schwester in seinen letzten Lebensjahren zu ihm zog, um ihm zu helfen, ihre Identität vor seinen Freunden zu verheimlichen gesucht – auch wenn er ihr «von seinem Tische Essen geben» ließ. Seine Dankbarkeit für die umsichtige Pflege seiner Schwester äußerte er dadurch, daß er seinen Freunden erklärte, «daß man es ihr verzeihen müsse, wenn sie eben keine Kultur hätte».²¹ Alles in allem stellen die Hasseschen *Letzten Äußerungen Kants* einen seltsamen Tribut dar. Kein Wunder, daß Scheffner das Buch abscheulich fand und feststellte: «So viel Trivialitäten, Minutien und Unanständigkeit sind nicht leicht

auf 4 Bogen zusammengedruckt.»²² Metzger hingegen fand in Hasses Zweideutigkeiten anscheinend nützliche Hinweise auf Kants wahren Charakter. Ja, man kann seine *Äußerungen über Kant* als den Versuch ansehen, die Bemerkungen Hasses in ein richtigeres Licht zu setzen.

Die Bemühungen Hasses und Metzgers waren nicht die einzigen biographischen Darstellungen, die im Jahre 1804 in Königsberg erschienen. Und sie waren auch nicht die bedeutendsten. Tatsächlich wurden sie schon bald völlig durch ein Projekt in den Schatten gestellt, das Kants Verleger Friedrich Nicolovius in die Wege geleitet hatte. Dieser sorgte für die Veröffentlichung einer Sammlung biographischer Skizzen von Leuten, die Kant in verschiedenen Phasen seines Lebens gut gekannt hatten. Und Nicolovius stand nicht allein da. Andere, so etwa Scheffner, waren ebenfalls daran beteiligt, dieses Projekt voranzutreiben. Das Gemeinschaftsunternehmen war zumindest zum Teil dazu bestimmt, weitere Beiträge im Stile Hasses und Metzgers zu unterbinden und ihnen das Wasser abzugraben. Damit war es recht erfolgreich. Das fertige Buch, das den Titel *Über Immanuel Kant* erhielt, wurde dann als die umfassendste und zuverlässigste Informationsquelle bezüglich Kants Leben und Charakter angesehen, aber es ist weder so zuverlässig noch so umfassend, wie wir uns das wünschen würden.

Die drei Männer, die Kant in verschiedenen Phasen seines Lebens gut gekannt hatten und die nun Darstellungen von Kants Leben aus ihrer Sicht geben sollten, waren Ludwig Ernst Borowski, Reinhold Bernhard Jachmann und Ehregott Christian Wasianski. Alle drei waren Theologen, die in Königsberg geboren und aufgewachsen waren. Borowski hatte Kant am längsten gekannt, er hatte 1755 seine Vorlesungen gehört und blieb bis in die frühen sechziger Jahre in freundschaftlicher Verbindung mit ihm. Er war auch 1756 in einer Disputation über physische Monadologie sein Opponent gewesen. Selbst wenn er nicht in der Lage war, über Kants Begräbnis einen Bericht aus erster Hand zu liefern, konnte man sich doch darauf verlassen, daß er Kants Lebensgeschichte von seiner frühesten Zeit als Privatdozent bis zu seinen letzten Jahren erzählen würde. Jachmann hatte bei Kant studiert und war in der Zeit von 1783 bis 1794 in enge Verbindung zu ihm getreten.²³ Als sein Amanuensis oder akademischer Gehilfe war er in den Jahren, in denen Kant seine berühmtesten Werke veröffentlichte, gut mit ihm bekannt. Er konnte mit Autorität über die achtziger und neunziger Jahre sprechen. Wasianski war ein Diakon, der sich in Kants letzten Lebensjahren um ihn gekümmert hatte. Er hatte von 1772 bis 1780 an der Universität Königsberg studiert. Und auch er war wie Jachmann Kants Amanuensis gewesen. Über Kants Leben während der siebziger Jahre hätte er viel zu sagen gehabt, aber eigenartigerweise erzählt er von dieser Zeit nichts und beschränkt sich auf eine Schilderung der letzten Jahre Kants. Nachdem Wasianski 1780 die Universität verlassen hatte, stand er zehn Jahre lang

nicht in Kontakt zu Kant und traf ihn erst 1790 auf einer Hochzeitsgesellschaft wieder. Kant lud ihn anscheinend sogleich regelmäßig zum Essen ein und verließ sich dann allmählich auf ihn. Im Laufe der Jahre vertraute er ihm immer größere Teile seiner persönlichen Angelegenheiten an. Ja, schließlich erwarb sich Wasianski sein uneingeschränktes Vertrauen. Da er von Kant zu seinem persönlichen Sekretär und Helfer sowie zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmt worden war, kannte er die Lebensumstände des alten Philosophen sehr gut.

Diese drei Theologen sollten die Dinge zurechtrücken. Sie sollten der Öffentlichkeit erzählen, wer Kant wirklich war, und sie sollten dafür sorgen, daß andere, die nichts als Anekdoten zu bieten hatten, seinen Ruf nicht beschädigen konnten. Das Projekt war also im wesentlichen ein apologetisches Unternehmen. Als solches hatte es den Segen der engsten Freunde Kants in Königsberg. In gewissem Sinne schlossen sie alle die Reihen, um den guten Namen Kants zu «retten». Es ist wichtig, diese Funktion des Buches *Über Immanuel Kant* zu verstehen, denn sie erklärt, weshalb darin manche Dinge hervorgehoben und andere heruntergespielt werden. Der apologetische Charakter des Projekts erklärt auch das etwas monochromatische Bild Kants, das wir aus den drei Biographien erhalten. Ihre Verfasser waren ganz eindeutig der Ansicht, daß es eine Reihe von Dingen gebe, «die nicht fürs Publikum gehören».²⁴ Darüber hinaus hatte jeder von ihnen Vorurteile und Ansichten, die einer objektiven Darstellung von Kants Leben und Werk als ganzem nur im Wege stehen konnten. Zunächst einmal konnte man von diesen drei Königsberger Theologen nicht erwarten, daß sie ein farbiges Bild des «alles zermalmenden» philosophischen Freigeistes zeichneten, dessen Publikum die ganze Welt war. Vielmehr skizzierten sie, ganz grau in grau, die trüben Umrisse des Lebens und der Gewohnheiten eines alten Mannes, der einfach zufällig Bücher geschrieben hatte, die ihn berühmt machten. Indem sie uns über die ersten 60 Jahre von Kants Leben so gut wie nichts und über die letzten ungefähr 20 Jahre mehr als genug erzählten, setzten sie in gewisser Weise die von Hasse und Metzger begonnene Tradition fort. Doch es ist ihr Bild, das immer noch weitgehend die Art und Weise bestimmt, in der wir Kant sehen. Kant wurde in eine «flache Persönlichkeit» verwandelt, deren einzig überraschender Zug der war, daß es ihr an allem Überraschenden mangelte.

Einige von Kants Freunden waren der Ansicht, der einzige, der wirklich qualifiziert sei, sowohl über den Mann als auch über seine Ideen zu schreiben, sei Kants ehemaliger Schüler, langjähriger Freund und Kollege in der Philosophie, Johann Christoph Kraus. Kraus aber weigerte sich, das zu tun. Scheffner erklärte: «Kraus wäre der einzige, der über ihn schreiben könnte, allein es möchte leichter sein mit einem Messer ein Granitstück abzuschneiden wie von ihm etwas zum Druck zu erhalten.»²⁵ Wir wissen nicht, ob es nur der Perfektionismus war, der Kraus

daran hinderte, eine Biographie Kants zu schreiben. Es mag noch andere Gründe gegeben haben. Kant und Kraus hatten ein Zerwürfnis gehabt. In späteren Jahren mieden sie sich zwar nicht gänzlich, aber sie sprachen auch nicht miteinander. Manche glaubten, es gebe eine gewisse Rivalität zwischen ihnen – und die gab es wahrscheinlich. Metzger, der den Charakter Kants schlecht machte, pries Kraus. Wir wissen nicht, ob dies ein Grund für Kraus' Zögern war. Alles, was wir wissen, ist, daß er nie etwas über Kant schrieb. Scheffner wäre vielleicht ein noch besserer Kandidat gewesen, aber er zeigte kein Interesse, oder vielleicht besser, er drängte Borowski.²⁶ Ein anderer Mensch, der neue Perspektiven zu Kant hätte eröffnen können, war Karl Ludwig Pörschke, Professor der Dichtkunst an der Universität Königsberg. Als früher Bewunderer Fichtes in Königsberg schrieb er 1798 an ihn und berichtete, «zum anhaltenden Denken [sei Kant] freilich nicht mehr geschickt» und ziehe sich aus der Gesellschaft zurück:

Da ich so oft vier Stunden ununterbrochen mich mit ihm unterhalten muß, so kenne ich seinen körperlichen und geistigen Zustand aufs genaueste, er verhehlt mir nichts. Seinen Lebenslauf von seinen frühesten Kinderjahren an weiß ich aus seinen vertrauten Erzählungen; er hat mich mit den kleinsten Umständen seines Fortganges bekannt gemacht; dieses soll mir dienen, wenn einst die Biographen wie Aasvögel um sein Grab schreien werden. Auch hier hat mancher ein Leben des toten Kant neben Leichengedichten in Bereitschaft.²⁷

Es ist vielleicht zu bedauern, daß auch Pörschke keine Biographie verfaßt hat.

Später veröffentlichten andere Freunde in Königsberg dann doch einige ihrer Impressionen über Kant. Hier und da fügten sie ein Detail oder eine Anekdote hinzu, aber weder änderten sie das frühere Bild grundlegend, noch machten sie eine Revision erforderlich.²⁸ Sie stützten sich auf dieselben Stereotypen und begnügten sich damit, die offiziellen Biographen zu bestätigen. Dies gilt insbesondere für Friedrich Theodor Rink, der von 1786 bis 1789 bei Kant studierte und in der Zeit von 1792 bis 1793 und von 1795 bis 1801 sein häufiger Tischgast war, sagt ebenfalls wenig über Kants frühe Jahre und viel über den alten Mann. Er untermauert die Sicht Borowskis, Jachmanns und Wasianskis. Genau wie sie war er daran interessiert, die Rolle zu verteidigen, die der Pietismus in der Königsberger Kultur spielte.²⁹ Alle anderen Biographien, die zu Kants Lebzeiten oder kurz nach seinem Tode erschienen, sind noch weniger verlässlich und lassen sich nur mit größter Vorsicht benutzen. Meist beruhen sie auf bloßem Hörensagen und nicht auf irgendwelchen direkten Kenntnissen von Kant und Königsberg. Daher müssen wir uns im wesentlichen auf die drei Königsberger Theologen stützen.

Die interessanteste spätere Publikation war Rudolph Reickes 1860 er-

schienene Schrift *Kantiana: Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften*.³⁰ In ihr waren die Materialien abgedruckt, die zu der im April 1804 abgehaltenen Gedächtnisvorlesung zusammengetragen worden waren. Einige Details in dieser Schrift stehen im Widerspruch zu dem, was in den Standardbiographien behauptet wird, wenngleich es so aussieht, als hätten die offiziellen Biographen teilweise auch zu diesen Informationen Zugang gehabt. Man könnte sich durchaus die Frage stellen, weshalb sie diese Details vernachlässigten.

Der unzuverlässigste der drei genannten Biographen ist Borowski. Er war ein zögerlicher Autor. Erst nachdem mehrere Freunde (darunter Scheffner) ihn dazu gedrängt hatten, erklärte er sich zur Veröffentlichung seines Beitrags bereit. Er selbst wurde nie müde, auf seine Vorbehalte hinsichtlich der Veröffentlichung seiner biographischen Skizze aufmerksam zu machen. Hätten Freunde ihn nicht gedrängt, dann hätte er sie unter den Tisch fallen lassen. Seine Gründe lassen sich unschwer begreifen. Viele Zeitgenossen hatten die Lehren Kants für die leeren Kirchen bei den Sonntagsgottesdiensten in Königsberg und anderswo verantwortlich gemacht. Erschwerend kam noch hinzu, daß einige der radikaleren Geistlichen selbst Kantianer waren. Borowski war eher ein Konservativer. Er war auch mehr Opportunist, der den Befehlen der Minister des Königs gehorchte, ohne viel darüber nachzudenken. Er hatte den Eindruck, daß eine Billigung oder Verteidigung Kants seiner Karriere nicht dienlich sein würde. Sie würde seinen Aufstieg zwar vielleicht nicht gerade beenden, konnte ihm aber durchaus hinderlich sein.³¹

Andererseits erhob Borowski – zumindest implizit – den Anspruch, über die für einen Kant-Biographen erforderlichen Qualifikationen zu verfügen. Er vertrat die Ansicht, ein Biograph müsse jemand sein, bei dem man nicht nur sicher sein könne, daß er wissen konnte, was er erzählt, sondern auch, «daß er die Fakten auch richtig geben *wollte*». Geschickt überließ er es dem Leser, auf Grund seiner «ganz simple[n] Erzählung» zu entscheiden, «ob ich es echt und zuverlässig geben kann, und wirklich gebe».³² Ein eingehenderer Blick auf die Schilderung Borowskis läßt erkennen, daß die Erzählung alles andere als simpel ist. Sein Beitrag besteht aus einer Reihe ganz disparater Teile, er ist mehr eine Collage als eine simple Erzählung. Der erste Teil, betitelt «Skizze zu einer künftigen zuverlässigen Biographie des preußischen Weltweisen Immanuel Kant», geht auf den Oktober 1792 zurück. Damals hatte Borowski für die Deutsche Gesellschaft in Königsberg eine kurze biographische Skizze angefertigt. Wie der in der Einleitung wiedergegebene Briefwechsel zwischen Borowski und Kant zeigt, hatte Borowski diese Skizze Kant zur Prüfung vorgelegt. Kant sah sie durch und nahm einige Korrekturen vor. Borowski vermerkt, um welche Veränderungen es sich handelte, aber er will Kant nicht immer Glauben schenken. Als etwa Kant die Behauptung durchstrich, er habe zunächst Theologie studiert, beharrt

Borowski darauf, dies müsse doch der Fall gewesen sein. Auf die Skizze folgt eine weitere Erzählung. Sie behandelt denselben Gegenstand wie die Skizze, wurde aber 1804 zum Zweck der Veröffentlichung geschrieben. Da Borowski Kant in seinen letzten Jahren nicht sehr nahe stand, stützte er sich auf Informationen, die er von Pastor Georg Michael Sommer (1754–1826) erhielt.³³ Auf die beiden Erzählungen folgen Dokumente aus Kants Leben sowie ein Kommentar Borowskis zu einer anderen Kant-Biographie.³⁴ Der Kommentar – und damit das Buch – schließt mit einer eigentümlichen Warnung: «Man sollte doch über einen Toten auch nicht zu viel *schreiben*.»³⁵

Borowski befolgte seinen eigenen Rat. Mit Sicherheit erfahren wir nicht viel über Kants Leben – und vor allem nicht viel über seine jungen Jahre. Es finden sich mehrere Fehler, die teils offensichtlich, teils auch weniger offensichtlich sind.³⁶ Außerdem gibt es anscheinend viele Dinge, die Borowski nicht mitteilt, weil er offenbar den Eindruck hatte, sie seien unpassend, auch wenn sie der Wahrheit entsprachen. Gleichzeitig gibt es viele Dinge, die er berücksichtigt hat, weil er sie für passend hielt, auch wenn sie streng genommen nicht der Wahrheit entsprachen. Wenn man den Beitrag als Übung in Verschleierung bezeichnet, dann ist das vielleicht zu hart, aber nicht völlig irreführend. Das sollte schon aus dem Titel deutlich werden, welcher lautet: «Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants, von Ludwig Ernst Borowski, Königlich preußischem Kirchenrate, von Kant selbst genau revidiert und berichtet». Wenn irgend etwas von Kant genau *revidiert* war, dann handelte es sich dabei, wie wir sahen, um weniger als ein Drittel des von Borowski veröffentlichten Textes, und es ist fraglich, ob Kant selbst diesen Teil *genau* revidiert hat. Wie Kant selbst in dem von Borowski wiedergegebenen Brief schrieb, hatte er sich nur der ihm «gegebenen Freiheit bedient, einiges zu streichen oder abzuändern». Das, was Kant vornahm, läßt sich daher eher als *flüchtige* denn als genaue Revision bezeichnen. Zweitens hat Kant zwei Drittel der Biographie überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. In dieser Hinsicht ist die zweite Erzählung von besonderem Interesse. Ihre Behauptungen müssen sorgfältig mit dem verglichen werden, was wir im ersten Teil vorfinden, denn hier legt Borowski eine ausführlichere Deutung und Charakterisierung von Kants Leben und Charakter vor und beschränkt sich nicht auf die simple Wiedergabe der Fakten und Ereignisse, mit der wir es in dem Teil zu tun haben, der Kant vorlag. Im zweiten Teil erfahren wir mehr von der Moral der Lebensgeschichte Kants als von seinem Leben, was nicht heißen soll, daß wir von Kants Leben im ersten Teil viel erfahren. Diese Moral war durch das geprägt, was sich Borowski selbst «von Herzen wünschte»: daß Kant ein anderes Leben geführt hätte als dasjenige, welches er tatsächlich führte. Borowski wünschte sich, daß Kant

die positive, namentlich die christliche Religion nicht bloß als Staatsbedürfnis oder als eine zu dulddende Anstalt um der Schwachen willen (was jetzt schon so viele, auch wohl auf der Kanzel ihm nachsprechen) angesehen, sondern das Feststehende, Bessernde und Beglückende des Christentums ganz gekannt hätte; – daß ihm die Bibel nicht bloß ein ganz leidliches oder auch gutes Leitungsmittel der öffentlichen Volksunterweisung in der Landesreligion ... gewesen wäre; ... daß er Jesus nicht bloß für ein personifiziertes Ideal der Vollkommenheit, sondern für den hinlänglich beglaubigten Gesandten und Sohn Gottes, für den Heiland der Menschheit laut und öffentlich deklariert hätte; ... daß er über seiner Vorsichtigkeit, nicht in Mystizismus zu fallen, den echt frommen Empfindungen ihren eigentümlichen Wert gelassen hätte; ... daß er ... dem öffentlichen Kultus beigewohnt und an den segensvollen Stiftungen unseres Herrn Anteil genommen hätte; ... daß er für die Tausende seiner Schüler ... in diesem allen ein vorleuchtendes Beispiel gewesen wäre ... Um wieviel mehr Gutes würde er gewirkt haben!³⁷

Interessanterweise datiert Borowskis erster Versuch einer Biographie Kants aus der Zeit, kurz bevor Kant wegen seiner religiösen Ansichten vom König gemäßregelt wurde. Zwar hatte es anscheinend schon Anzeichen für Schwierigkeiten gegeben, aber Borowski scheint sich dessen im Jahre 1792 nicht bewußt gewesen zu sein. Im Jahre 1804 war er sich des Problems nur allzu bewußt, und das geriet häufig in Widerspruch zu seiner angeblich «ganz simple[n] Erzählung».

Borowskis eigener Glaube stand einer Darstellung, die «echt und zuverlässig» war, stärker im Wege, als man allgemein anerkannt hat. Seine Geschichte ist komplexer als diejenige Metzgers, aber sie ist von ähnlichen Vorbehalten durchzogen und daher voller Zweideutigkeiten. Es gibt sogar Hinweise darauf, daß Borowski mit Metzger befreundet war und daß er daher Kritik an Metzger vermeiden wollte. Das ist bedauerlich. Borowskis Darstellung ist vor allem wegen ihrer Informationen über die Jahre vor 1783 von Interesse, und für diesen Zeitraum gibt es keinen anderen ausführlichen Bericht. Vieles, was interessant sein könnte, ließ Borowski fort, weil er es entweder nicht für relevant hielt oder weil er die Fakten nicht kannte.

Auf jeden Fall ist nur zu klar, was Borowski beunruhigte. Er konnte Kants religiöse Haltung nicht billigen. Da er sowohl seine religiöse Theorie als auch seine religiöse Praxis ablehnte, fiel es ihm außerordentlich schwer, Kant zu loben. Gewiß pries er Kant als moralische Persönlichkeit, aber da war immer der religiöse Vorbehalt. Borowski hatte das Gefühl, er müsse Entschuldigungen anbringen. Seine Biographie nimmt somit stellenweise die Form einer Verteidigungsschrift an: Kant war ganz anders als seine Anhänger; er war wirklich ein guter Mensch. Außerdem war er ganz anders als sein Werk; und selbst sein Werk war, richtig verstanden, der christlichen Religion nicht so abträglich, wie es aussehen mochte. Wo immer möglich, betonte Borowski Kants soliden pietistischen Hintergrund und ließ diesen Hintergrund und diesen Zusammen-

hang stärker erscheinen, als sie waren. Seine Darstellung muß daher sorgfältig an anderen Quellen überprüft und durch sie ergänzt werden. Glücklicherweise existieren derartige Quellen durchaus, auch wenn sie bisher nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben.

Jachmann, der 1804 Direktor einer Schule bei Königsberg war, hatte sich ebenfalls schon früher wegen einer möglichen Biographie an Kant gewandt. Ja, er hatte Kant im Jahre 1800 darum gebeten, 56 Fragen über sein Leben zu beantworten.³⁸ Kant hatte nie geantwortet. Den Grund dafür kennen wir nicht. Interessant ist jedoch, daß Jachmann in der Biographie zwar behauptet, Kant habe ihn zu ihrer Abfassung aufgefordert, daß aber aus Jachmanns Brief, einer vertrauenswürdigeren Quelle, hervorgeht, daß er es war, der sich als erster an Kant gewandt hatte. Er erklärte, er wolle seine Biographie schreiben, denn «die ganze Welt wünscht Ihre authentische Biographie und wird Ihr eigenes Zutun zu derselben mit dem höchsten Dank erkennen».³⁹ Anders als Borowski hatte Jachmann kein kantfeindliches Süppchen zu kochen, und er ist zumindest insofern vertrauenswürdiger als jener. Seine eigene Auffassung war «liberaler» oder «Kantischer». Das geht aus seiner 1800 erschienenen Schrift *Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beigelegte Ähnlichkeit mit dem reinen Mystizism* hervor, in der er Kant gegen gewisse Behauptungen verteidigt. Doch Jachmanns Ergebenheit gegenüber Kant wirft andere Probleme auf. Er hat über ihn in seiner Biographie nur Gutes zu sagen, und der Bericht ist aus der Perspektive eines Schülers geschrieben, der seinen Lehrer unkritisch verehrt. Ein weiteres Problem ist, daß er Kant aus einer theologischen Perspektive betrachtet: das Schwergewicht, das er auf die Theologie legt, gibt seiner Beschreibung von Kants Leben eine eigentümliche Färbung. So behauptet Jachmann, Kant habe gerne Vorlesungen vor Theologen gehalten und die Hoffnung gehegt, «daß gerade aus diesem Kollegio ... sich das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen über sein Vaterland verbreiten würde», und er fügt hinzu: «Und er täuschte sich nicht; denn viele Apostel gingen von dannen aus und lehrten das Evangelium vom Reiche der Vernunft.»⁴⁰ Ob Kant einen solchen missionarischen Eifer hatte, kann man durchaus bezweifeln. Für sich genommen, ist auch Jachmanns Darstellung nur von beschränktem Wert für ein richtiges Verständnis von Kants Leben, und da wir seinen Bericht an einem breiteren Spektrum anderer Quellen überprüfen können als denjenigen Borowskis, ist er auch weniger wichtig. Kant war bereits berühmt, als Jachmann sein Student wurde, und zog viele Besucher von auswärts nach Königsberg. Der berühmte Kant fand mehr Beachtung von seiten seiner Bekannten als der noch junge und unbekanntere Philosoph.

Wasianski beschränkt sich bedauerlicherweise darauf, uns etwas über Kants allerletzte Jahre zu erzählen. Tatsächlich ist es eigenartig, wie wenig er über den Kant zu sagen hat, der ihn in den siebziger Jahren Philo-

sophie lehrte. Da die letzten Jahre Kants zur Erhellung des Hintergrundes seiner Philosophie am wenigsten beitragen, ist die Darstellung, die Wasianski von Kants Verfall und Tod gibt, für ein Verständnis von Kants Leben und Denken nahezu irrelevant. Wasianski hatte viel für seinen früheren Lehrer übrig, und seine Darstellung der letzten Tage Kants ist wirklich anrührend, aber es gibt Fälle, in denen er alles andere als diskret ist. Seine Anekdoten über Kants Sonderbarkeiten sind nicht viel besser als diejenigen Hasses. Überdies wendet er sich, insofern er glaubt, er poliere nicht nur das Bild eines alten Mannes, sondern sei auch damit beschäftigt, Material «zu manchen anthropologischen und psychologischen Betrachtungen» zu liefern, an ein anderes Publikum. Wenn er in diesem Sinne schreibt, ist Kant für ihn ein Beobachtungsgegenstand, ein interessanter «Fall», nicht ein Mensch, an dem ihm gelegen war. Seine «Fallgeschichte» des Todes eines alten Mannes enthüllt nichts, was für den Philosophen Kant und sein Leben in jüngeren Jahren von Bedeutung wäre.

Tatsächlich ist der größte Mangel des in den drei Biographien gezeichneten Bildes der, daß es nahezu ausschließlich auf den letzten fünfzehn Jahren von Kants Leben beruht, das heißt, auf der Zeit etwa von seinem 65. bis zu seinem 80. Jahr. Es gibt sehr wenig über Kant in seinen Dreißigern, Vierzigern und Fünfzigern und so gut wie nichts über den zwanzigjährigen Kant. Alle Behauptungen über die fast mechanische Regelmäßigkeit, die Kants Leben beherrschte – seine Tischgesellschaften, seine Beziehung zu seinem Diener, seine seltsamen Ansichten in Alltagsfragen, all die Dinge, die zu einem untrennbaren Bestandteil des üblichen Kantbildes geworden sind –, registrieren in Wirklichkeit mehr die Zeichen seines fortgeschrittenen Alters und das Nachlassen seiner Kräfte, als daß sie den Charakter des Menschen enthüllen, der die Werke konzipierte und schrieb, für die er heute bekannt ist.

Ob man will oder nicht – meist allerdings, ohne daß man es will –, es sind diese drei biographischen Skizzen, welche die ausführlichsten, wenn auch nicht immer die zuverlässigsten Quellen zu Kants Leben darstellen. Man kann nur bedauern, daß die Verfasser dieser biographischen Skizzen nicht die qualifiziertesten oder verlässlichsten Zeugen waren. Zeitweise treten die Intentionen der Autoren offen zutage. Wenn beispielsweise Borowski zu dem Ergebnis gelangt: «In den Resultaten – das kann wohl nicht geleugnet werden, trifft die Kantsche Tugendlehre mit der christlichen ganz zusammen», dann wissen wir, was ihn zu dieser Aussage veranlaßt, und wir können sie unberücksichtigt lassen.⁴¹ Wenn Jachmann Kants Begeisterung für die Französische Revolution dadurch herunterzuspielen versucht, daß er zeigt, daß Kant alles in allem ein guter preußischer Bürger war, dann gilt seine Sorge mehr der zeitgenössischen Politik als dem Bemühen, eine wahrhaftige Charakterisierung Kants zu liefern.⁴² Selbst wenn diese Intentionen

nicht so offen zutage treten, sind sie immer vorhanden.⁴³ Die Autoren waren mehr daran interessiert, das zu verteidigen, was in ihren Augen der gute Name Kants (und Königsbergs) war, als daran, eine objektive Darstellung zu geben. Sie vermitteln uns ein ideologisch verzerrtes Bild von Kant, das sich mehr den Stereotypen ihrer Zeit als Kants individuellem Charakter verdankt. Wir erhalten eine Karikatur und kein Porträt – wohlmeinend, aber unreflektiert und ohne die geringste Spur von Ironie.

Letztlich war diese Karikatur der Grund dafür, daß die deutschen Romantiker zu der Vorstellung von einem Mann gelangten, der nur aus Denken und nicht aus Leben bestand.⁴⁴ Diese Sichtweise hat Heinrich Heine folgendermaßen zusammengefaßt:

Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstraktes Hagestolzenleben, in einem stillen, abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagwerk vollbrachte wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Kollegienlesen, Essen, Spazierengehen, alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Haustüre trat und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Acht mal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung.⁴⁵

Ein interessantes Bild, aber mehr die Karikatur einer Karikatur. Kants Freunde in Königsberg zogen einen Kant ohne Geschichte einem Kant mit einer zweifelhaften Geschichte vor. Ebenso wie viele Romantiker hatte Heine gegen Kants Philosophie aus demselben Grunde wie gegen sein Leben eine Abneigung. Beide waren ihm viel zu «gewöhnlich» oder «gemein».⁴⁶ Simmel sagte später, der «unvergleichlich persönliche Zug der Kantischen Philosophie» sei «ihre unvergleichliche Unpersönlichkeit». Kant war ein «Begriffskrüppel», sein Denken war die «Geschichte eines Kopfes» und nicht die einer realen Persönlichkeit.⁴⁷ Wenn also heute Arsenij Gulyga ebenso wie Heine und viele andere vor ihm behauptet: «Kant hat keine andere Biographie als die Geschichte seiner Lehre», dann stimmt er in einen Chor von Stimmen ein, die bis zu den Romantikern zurückreichen.⁴⁸ Wenn Gulyga und Heine recht haben, dann trifft auf Kant die Behauptung Nietzsches nicht zu, wonach «jede große Philosophie bisher ... das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter *mémoires*» war. Nietzsche hätte

im Falle von Kant eine Ausnahme machen sollen.⁴⁹ Da Kant kein Leben hatte, hätte er auch keine Memoiren schreiben können.

Aus dieser Sicht ging Kant noch weiter als Descartes, der nach einer Geschichte, die im 18. Jahrhundert populär war, auf seinen Reisen immer «von einer lebensgroßen mechanischen weiblichen Puppe [begleitet war], die ... er selbst konstruiert hatte, «um zu zeigen, daß Tiere nur Maschinen sind und keine Seele haben» ... Descartes und die Puppe waren offensichtlich unzertrennlich, und es heißt, er habe, wenn er schlief, sie in einem Koffer neben sich liegen gehabt.»⁵⁰ Kant gelang es, so hat es den Anschein, tatsächlich, sich selbst in eine Maschine zu verwandeln.

Es gibt zumindest eine neuere psychoanalytische Würdigung, die das Ziel verfolgt, auf der Basis der Schilderungen Borowskis, Jachmanns und Wasianskis ernste Fragen zu Kants Philosophie aufzuwerfen. Hartmut und Gernot Böhme behaupten: «Die Verharmlosung von Kants Biographie ist ... ebenso wie deren Idealisierung ein Symptom der Verharmlosung des Denkens, das rückhaltlos von diesem Leben Besitz ergriffen hat.»⁵¹ Die Brüder Böhme behaupten, weder Kants Leben noch seine Gedanken seien harmlos oder unschuldig gewesen. Sein Denken war von gewalttätigen Strukturen, von unterdrückten Befürchtungen, Angst und Verdrängungsstrategien gekennzeichnet. Diese Züge seines Denkens erklären die beiden zu Konsequenzen eines deformierten, «mechanisierten» Lebens. Obgleich die Böhmes diese Anschauung mit Nachdruck, wenn auch nicht immer auf der Grundlage der Fakten, vertreten haben, sind sie wahrscheinlich im Unrecht. Das Leben Kants, welches sie «analysieren», ist nicht dasjenige Kants, sondern ein Leben, welches andere zurechtgemacht haben. Wenn ihre Auffassungen irgendwelchen Wert haben – und ich bin nicht völlig davon überzeugt, daß es darin viel Wertvolles gibt –, dann besteht er mehr darin, daß die Kräfte, die im Leben Borowskis, Jachmanns und Wasianskis am Werk waren, erhellt, und nicht diejenigen, die in Kant wirksam waren, geschildert werden. Ich möchte zeigen, daß es Unterschiede von grundlegender Bedeutung gibt.⁵² Der Versuch der Böhmes, Kant interessanter zu machen, scheint mir gescheitert zu sein. Was immer sonst sein Leben gewesen sein mag, es liefert kein gutes Beispiel für die «Rationalitätsstrukturen», die das moderne Leben charakterisieren.

Karl Vorländer, der außerordentlich ausführlich über Kants Leben gearbeitet hat, betonte den «komplementären» Charakter der drei Biographien. Statt dessen könnte man von «Komplizenschaft» und «Komplimenten» sprechen.⁵³ Kants «offizielle» Biographen unternahmen nicht wirklich den Versuch, eine interesselose Darstellung zu geben. Ihre Skizzen sollten ein ganz bestimmtes Bild von Kant verbreiten, das des guten und aufrechten Bürgers, der das etwas langweilige Leben eines typischen Professors führte. Wir können sicher sein, daß ein großer Teil der Dinge, die diese Biographen als Gefahr für Kants Ruf ansahen, heutzutage

kaum als gefährlich betrachtet werden würde. Einige der vorgeblichen Mängel könnten von späteren Generationen sogar als Tugenden angesehen werden, und einige der vorgeblichen Tugenden sehen heute nicht so gut aus. Wieder andere Züge Kants, von denen wir nichts erfahren, könnten neue und interessante Fragen über den Menschen und sein Denken aufwerfen.

Hinter diese Texte zurückzugehen und zum historischen Kant zu gelangen ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich, aber das heißt nicht, daß wir es nicht versuchen sollten. Die Situation hat gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen, in der wir uns Sokrates und Jesus gegenüber befinden, wenn sie auch vielleicht nicht ganz so problematisch ist. Schließlich gibt es Texte, die Kant selbst geschrieben hat. Es existiert auch ein umfangreicher Königsberger Briefwechsel, der uns Hinweise darauf liefert, wie Kant zu seinen Lebzeiten gesehen wurde. Weiter gibt es von anderen berühmten Bürgern Königsbergs stammende Quellen, die es uns gestatten, Kants Leben mit mehr Farbe zu zeichnen. Schließlich ist da noch Metzger, der im allgemeinen einfach als «unzuverlässig» abgetan wird. Doch was kann «unzuverlässig» hier bedeuten? Zwar kannte er den späten Kant nicht ganz so gut wie Wasianski, aber er kannte ihn durchaus. Er kannte ihn als Kollegen im universitären Rahmen, und das heißt, in einer Rolle, in der Wasianski von ihm keine Kenntnis hatte. Kant machte auf ihn einen negativen Eindruck, aber das heißt nicht, daß man sein Urteil einfach als belanglos abtun sollte. Borowski ist nicht viel verlässlicher als Metzger, oder vielmehr muß Borowski mit derselben Vorsicht benutzt werden wie Metzger, und insofern Jachmann und Wasianski «Hagiographie» betreiben, müssen sie ganz genauso vorsichtig behandelt werden.

Ich muß daher denjenigen widersprechen, die der Ansicht sind, jeder, der eine Biographie Kants schreibt, müsse die traditionelle Sicht der Quellen akzeptieren. Diese Auffassung hat Rudolf Malter folgendermaßen zusammengefaßt:

Überblickt man vom heutigen Standpunkt der kantbiographischen Forschung aus die zeitgenössischen Quellen für eine Lebensbeschreibung des Philosophen, so bleibt die schon früh erkannte Rangordnung bestehen: neben den spärlichen autobiographischen Äußerungen Kants und dem für jede Kantbiographie fundamentalen Briefwechsel bilden die drei Biographien die Hauptbasis für unser Wissen um Kants Lebensgang, seine Persönlichkeit und seinen Umgang mit den Königsberger Mitbürgern.⁵⁴

Die Biographie Borowskis ist zwar wichtig, aber sie sollte nicht in dieselbe Kategorie eingeordnet werden wie die Lebensbeschreibungen Jachmanns und Wasianskis. Den Briefwechsel Hamanns, Herders, Hippels, Scheffners und anderer sollte man als bessere Quelle ansehen als die biographischen Skizzen Borowskis, Jachmanns und Wasianskis. Wenn die

Darstellung Borowskis im Widerspruch zu Quellen steht, die von der biographischen Tradition unabhängig sind, so etwa Passagen aus Briefen von Kants Zeitgenossen, dann sollte man den unabhängigen Zeugnissen folgen. Auf jeden Fall wird, wenn wir die drei offiziellen Biographien mit einer gesunden Portion Skepsis behandeln, ein viel farbigerer und interessanterer Kant zum Vorschein kommen.

II

Im Laufe der 200 Jahre seit Kants Tod sind nicht viele vollständige biographische Darstellungen Kants geschrieben worden. Eine neuere Bibliographie von Werken über Kants Leben umfaßt zwar 23 Seiten und führt 483 Titel auf, aber der größte Teil dieser Arbeiten befaßt sich mit Details, die selbst für diejenigen, welche von Kants Philosophie ganz außerordentlich fasziniert sind, nur von geringem Interesse sind.⁵⁵ In einer neueren Besprechung von Kant-Biographien kommt Rolf George zu dem Ergebnis, daß es tatsächlich nur «ein halbes Dutzend frühe Erinnerungsbücher und vier vollgültige Biographien aus späterer Zeit gibt»; alle anderen sind seines Erachtens wenn nicht regelrecht belanglos, so doch bestenfalls von nicht mehr als marginalem Interesse.⁵⁶ George ist in seinem Urteil vielleicht ein wenig zu streng. Es gibt noch (ein paar) mehr Bücher und Artikel von biographischem Interesse, als er zuzugeben bereit ist. Doch es läßt sich nicht leugnen, daß über Kants Leben nicht so viel geschrieben worden ist, wie man vernünftigerweise erwarten könnte.

Darüber hinaus hat es nie eine Biographie gegeben, die den strengsten Anforderungen der Forschung genügt hätte. Am nächsten kommt diesem Ideal Karl Vorländers 1924 erschienene zweibändige Arbeit *Immanuel Kant: Der Mann und das Werk*, aber selbst Vorländer hat nicht wirklich versucht, diese Aufgabe zu bewältigen.⁵⁷ In gewissem Sinne hatte er höhere Ambitionen. Er wollte kein Buch schreiben, das nur für den Philosophen und Gelehrten von Wert wäre, sein Wunsch war vielmehr, «den alten Kant, wie er lebte und dachte», dem Durchschnittsleser leibhaftig vor Augen zu führen. Gleiches gilt für seine kurze Darstellung unter dem Titel *Immanuel Kants Leben*, die 1911, vor der zweibändigen Biographie, erschienen war.⁵⁸ Malter behauptet in seinem Vorwort zur 1977 erschienenen 4. Auflage von Vorländers kleiner Biographie, seit 1924 seien kaum irgendwelche neuen Quellen zu den äußeren Lebensumständen Kants aufgetaucht und somit stelle das Werk Vorländers in gewissem Sinne einen «Abschluß» der Forschung zu den äußeren Umständen von Kants Leben dar.⁵⁹ Das ist nicht ganz richtig. Vorländers Werk ist der Prüfstein, an dem man alle anderen Kant-Biographien messen muß. Durch dieses Buch sind in der Tat alle

früheren biographischen Darstellungen Kants überholt.⁶⁰ Das darf man jedoch nicht so verstehen, als sei es unmöglich, über Vorländer hinauszugehen, oder als basiere die Arbeit Vorländers auf sämtlichen Zeugnissen. Das tut sie nicht. Vorländers Quellen selbst sind weitgehend noch zugänglich, und in vielen Fällen lassen sie ganz andere Deutungen zu. Kurt Stavenhagen zeigt in *Kant und Königsberg* (1949), um wieviel wichtiger der Siebenjährige Krieg für die Entwicklung Kants war, als Vorländer nahegelegt hatte. Er versucht auch nachzuweisen, daß der junge Kant anders war als der alte, den Vorländer lebendig werden lassen wollte. Vorländer betrieb keine eigenständigen Forschungen. Er stützte sich auf Aufsätze, die sich, auch wenn sie heutzutage schwer aufzutreiben sind, doch beschaffen lassen. Schließlich war Vorländer selbst nicht so objektiv, wie manchmal behauptet wird. Sein Kant ist weitgehend die Widerspiegelung seiner eigenen Anschauungen über Kultur und Politik. Er war zwar sorgfältig, übersah aber manche Aspekte der Forschung, die seiner Arbeit vorangegangen war. Überdies ist auch neues Material entdeckt worden. Die jüngsten Arbeiten von Reinhard Brandt, Werner Euler, Heiner Klemme, Riccardo Pozzo, Werner Stark, Hans-Joachim Waschkes und anderen haben zu einem besseren Verständnis für die äußeren Lebensumstände Kants geführt. Auch wenn wir immer noch nicht in der Lage sind, die Rolle Kants in der Verwaltung der Königsberger Universität vollständig zu verstehen, wissen wir doch mehr, als Vorländer wußte oder zu offenbaren bereit war. Schließlich macht es ein besseres Verständnis für den historischen Hintergrund Preußens im 18. Jahrhundert erforderlich, einige der Behauptungen zu revidieren, die Vorländer und seine Vorgänger als selbstverständliche Wahrheiten betrachtet haben. Die Kant-Forschung stützt sich oft – zumindest implizit – auf ein gewisses Bild des Menschen Kant. Eine Biographie, welche die neuen Quellen und die nach fast einem Jahrhundert gewandelten Leserinteressen berücksichtigt, ist seit langem überfällig.⁶¹

III

In jüngster Zeit sind verhältnismäßig wenige Biographien von Philosophen erschienen.⁶² Einer der wichtigsten Gründe hierfür hat damit zu tun, wie in Amerika, Australien und England Philosophie betrieben wird. Für einen analytisch ausgerichteten Philosophen ist die Biographie eines Denkers einfach irrelevant, denn sie sagt nichts über die Wahrheit seiner Position und fügt der Solidität seiner Argumente nichts hinzu. Das ist streng genommen zwar wahr, aber der Mangel an Kontext – oder vielleicht besser, die Einführung eines anachronistischen Kontextes – behindert oft die Würdigung dessen, was ein Philosoph sagen wollte.

Philosophenbiographien sind schwer zu schreiben. Sie müssen einen Mittelweg zwischen der Wiedergabe der biographischen Details und der Diskussion des philosophischen Werkes finden. Sie dürfen weder zu einer bloßen Schilderung der äußeren Lebensumstände des Philosophen noch zu einer bloßen Zusammenfassung oder allgemeinen Erörterung seiner Bücher werden. Wenn sich eine Biographie allzu sehr auf die Zufälle konzentriert, die das Leben des Beschriebenen ausmachen, dann wird sie vielleicht banal und langweilig (und sei es nur deshalb, weil Philosophen gewöhnlich kein aufregendes Leben geführt haben – und führen). Konzentriert sich eine Biographie zu sehr auf das Werk, dann kann sie leicht aus einem anderen Grunde langweilig werden. Die Schriften der meisten Philosophen eignen sich nicht zu oberflächlicher Zusammenfassung oder allgemeiner Erörterung. Auf jeden Fall ist es äußerst unwahrscheinlich, daß eine solche summarische Behandlung des Lebenswerks eines Philosophen in signifikanter Weise etwas zur philosophischen Diskussion beitragen würde. Im Idealfall wäre eine Biographie irgendeines beliebigen Philosophen sowohl philosophisch als auch historisch interessant und würde die Lebensgeschichte des Philosophen mit einer philosophisch interessanten Betrachtung seines Werkes verbinden.

Auch wenn sowohl das Leben als auch das Denken behandelt werden müssen, kann das doch nicht heißen, daß man diesen beiden verschiedenen Zielsetzungen einfach dasselbe Gewicht einräumen sollte. Die Dinge liegen komplizierter. Eine Biographie muß beide Aspekte irgendwie miteinander verbinden. Sie muß deutlich machen, wie Leben und Denken eines Philosophen miteinander zusammenhängen. Es ist zwar eine schwierige und vielleicht unlösbare Aufgabe zu beweisen, weshalb ein bestimmter Philosoph die Anschauungen vertrat, die er vertrat, und die Bücher schrieb, die er schrieb, aber jede Biographie, die auf diese Frage überhaupt nicht eingeht, wird wahrscheinlich nur von beschränktem Interesse sein.

Es sieht so aus, als sei die Biographie Kants besonders schwierig zu schreiben. Sein Leben war das eines typischen Universitätsprofessors im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Sein philosophisches Werk ist so kompakt, so schwer verständlich und fachlich, daß es schwierig ist, es dem Durchschnittsleser näherzubringen. Das sieht wie eine tödliche Kombination aus. Außerdem stellte Kant selbst seine Werke unter das Motto *de nobis ipsis silemus* («über uns selbst schweigen wir»). Ihm ging es um philosophische Wahrheit, und er wollte dafür bekannt werden, daß er philosophische Wahrheiten vorgetragen hatte. Das hat auch Folgen für seine Biographie. Es gibt kein Tagebuch; die Details über sein Leben sind spärlich. Man muß sie aus dem zusammensuchen, was er durch Zufall durchsickern ließ, und aus den Erinnerungen derer, die ihm am nächsten standen. Das sind größtenteils Erinnerungen älterer Leute an den älteren Kant.

Kant hatte durchaus ein Leben. Gewiß lebte er in einem isolierten Teil

Preußens und unternahm keine aufregenden Reisen, es gibt keine großen Abenteuer zu erzählen, und ein großer Teil seines Lebens läßt sich durch sein Werk zusammenfassen, aber dessen ungeachtet gibt es eine überaus interessante und vielleicht sogar aufregende Geschichte zu erzählen. Das ist die Geschichte von Kants *intellektuellem* Leben, wie es sich nicht nur in seinem Werk, sondern auch in seinen Briefen, seiner Lehre und seinem Umgang mit seinen Zeitgenossen in Königsberg und dem übrigen Deutschland widerspiegelt. Selbst wenn das Leben Kants bis zu einem gewissen Grade typisch für einen deutschen Intellektuellen des 18. Jahrhunderts war, ist es gerade deshalb von historischer Bedeutung, weil es so typisch war. Die Unterschiede und Ähnlichkeiten seines Lebens im Vergleich zu dem seiner Kollegen an anderen protestantischen Unversitäten wie Marburg, Göttingen und anderswo in Deutschland können interessante Perspektiven eröffnen, um nicht nur den Menschen zu verstehen, sondern auch die Zeit, in der er lebte.

Das Leben Kants umfaßte nahezu das gesamte 18. Jahrhundert. In seine Erwachsenenjahre fielen einige der bedeutsamsten Veränderungen der abendländischen Welt – Wandlungen, die auch heute noch nachwirken. Das war die Epoche, in der die Welt, wie wir sie heute kennen, entstand. Zwar stand Königsberg nicht im Mittelpunkt irgendeiner der bedeutsamen Bewegungen, die zu unserer Welt geführt haben, aber diese Bewegungen bestimmten doch weitgehend das intellektuelle Milieu Königsbergs. Die Philosophie Kants war in erheblichem Maße Ausdruck dieser Wandlungsprozesse und eine Reaktion auf sie. Sein intellektuelles Leben spiegelte den größten Teil der bedeutenden intellektuellen, politischen und wissenschaftlichen Entwicklungen der damaligen Zeit wider. Seine Anschauungen sind Reaktionen auf das kulturelle Klima der damaligen Zeit. Englische und französische Philosophie, Naturwissenschaft, Literatur, Politik und Lebensart bildeten den Stoff seiner Tagesgespräche. Selbst so relativ ferne Ereignisse wie die Amerikanische und die Französische Revolution übten auf Kant und damit auch auf sein Werk eine deutliche Wirkung aus. Seine Philosophie muß in diesem globalen Kontext gesehen werden.

Doch der Rahmen, in dem Kant die folgenschweren Entwicklungen erfuhr, die sich im 18. Jahrhundert abspielten, war eindeutig deutsch, ja preußisch. Manchmal ist es beinahe erschreckend, wenn man feststellt, wie viel von seiner intellektuellen Entwicklung durch äußere Kräfte diktiert war. So entwickelte sich Kants philosophisches Frühwerk als eine Reihe von Antworten auf die philosophischen Preisaufgaben, welche die Berliner Akademie gestellt hatte.⁶³ Es ist ebenso schwierig, den frühen Kant zu verstehen, ohne sein Verhältnis zum Sturm und Drang und zum Geniekult zu erörtern, wie der späte Kant schwer zu begreifen wäre, ohne die Kontroverse zu berücksichtigen, die sich mit dem sogenannten Pantheismusstreit verband.

Darüber hinaus war Kant ein Teil des eigentümlichen intellektuellen Milieus Königsbergs. Er war in dieser Stadt nicht der einzige, der an diesen Veränderungen interessiert und durch sie beeinflusst war. Hamann, von Hippel, Herder, Herz und mehrere andere waren – zumindest zum Teil – wegen ihrer Erfahrungen in Königsberg in der Lage, Beiträge zur deutschen kulturellen Szene zu leisten. Es ist wichtig zu verfolgen, wie sich die Lebenswege dieser interessanten Menschen kreuzten und wie Kant durch seinen Umgang mit ihnen geprägt wurde. Zwar wäre es vielleicht eine Übertreibung, von einer «Königsberger Aufklärung» zu sprechen, so wie wir von einer «Berliner Aufklärung» und einer «schottischen Aufklärung» sprechen, aber es wäre auch nicht völlig unangemessen. Auch die kritische Philosophie Kants steht in diesem Kontext. So müssen bei der Erörterung von Kants Leben und Werk alle drei Kontexte – der globale, der regionale und der lokale – berücksichtigt werden.

In dieser Biographie Kants werden solche Belange ernster genommen werden, als dies in früheren Lebensbeschreibungen geschehen ist. Mit anderen Worten, dies wird eine intellektuelle Biographie Kants, welche zeigt, wie Kants intellektuelle Interessen in seiner Zeit verwurzelt waren. Ein derartiger Ansatz hat in mancher Hinsicht Ähnlichkeiten mit solchen Entwicklungsstudien wie denen von Schilpp, Vleeschauer und Ward sowie mit Erörterungen von Kants Weltanschauung, wie sie sich in den Werken von Kroner und Beck finden. Er unterscheidet sich von ihnen jedoch insofern, als er den philosophischen Standardtexten weniger Aufmerksamkeit schenkt und sein Augenmerk mehr auf die Vorkommnisse in Kants Leben und ihr Verhältnis zu Ereignissen in Königsberg, Preußen, Deutschland, Europa und Nordamerika richtet. Ohne die Wiedergabe der biographischen Details von Kants Leben und seiner Werke zu vernachlässigen, werde ich mich auf die intellektuelle Reise Kants konzentrieren, die ihn von eng umrissenen Interessen bezüglich der metaphysischen Grundlagen der Newtonschen Physik bis hin zur philosophischen Verteidigung einer moralischen Einstellung, wie sie einem *aufgeklärten* «Weltbürger» zukommt, führte.

Wie Vorländer und Gulyga gedenke ich, Kant so darzustellen, daß er für jemanden zugänglich ist, der sich in der Kant-Forschung nicht im einzelnen auskennt. Selbst ein Leser, der mit den Feinheiten der gegenwärtigen philosophischen Diskussion über Kant oder über Philosophie im allgemeinen nicht vertraut ist, sollte das Buch lesbar finden. Das Leben Kants ist als solches interessant, und anders als Vorländer und andere, die in erster Linie den älteren Kant zum Leben erwecken wollten, werde ich mich eher auf den jüngeren Philosophen konzentrieren, der das Projekt einer *Kritik der reinen Vernunft* entwarf. Meine Hoffnung ist, daß ein vielseitiger Kant zum Vorschein kommen wird, ein Kant, der mehr wie ein wirklicher Mensch aussieht als der «Mandarin» von Königsberg, wie Nietzsche ihn sah.⁶⁴

Aus dem Leben Kants können wir ebensoviel lernen wie aus den Lebensgeschichten anderer Gestalten des 18. Jahrhunderts – ich denke an Benjamin Franklin, David Hume, Friedrich den Großen, Katharina die Große –, deren Lebensgang mit dem Leben Kants auf verwickelte und manchmal auch nicht so verwickelte Weise verflochten war. Ja, aus Kants Biographie können wir mindestens ebensoviel lernen wie aus der Biographie jeder bekannten Persönlichkeit. Vielleicht können wir aus ihr sogar noch mehr lernen, weil Kants Charakter, wie sich zeigen wird, ganz bewußt seine eigene Schöpfung sein sollte. Mit Montaigne und seinen stoischen Vorgängern war er sich darüber einig, daß es «unser Pflicht ist, nicht Bücher, sondern einen Charakter zu entwerfen und nicht Schlachten und Provinzen, sondern Ordnung und Ruhe in unserem Verhalten zu gewinnen. Unser großes und ruhmreiches Meisterwerk besteht darin, angemessen zu leben.» Ob Kant sein Leben «angemessen» geführt hat, ist eine offene Frage; und das macht sein Leben faszinierend für jeden, der der Meinung ist, daß die Philosophie einen wichtigen Beitrag zum Verständnis unseres Lebens zu leisten hat.

Ich weiß nicht wirklich, was Biographien für so viele Leser eine derartige Faszination verleiht. Ist es einfach die Neugier zu wissen, wie die «Berühmten» gelebt haben? Ist es Voyeurismus, ein unschöner Drang, einen Einblick in die schmutzigen kleinen Geheimnisse der «Großen» zu bekommen? Ist es Eskapismus, ein Versuch eines stellvertretenden Lebens, eine Art Romanze für Menschen mit eher intellektuellen Neigungen? Oder ist es eine Art Versuch, in unserem eigenen Leben Sinn zu finden? Zahlreiche Selbsthilfebücher sind Zeugnis dafür, daß das Bedürfnis nach einem «erfolgreichen» Leben weit verbreitet ist. Von erfolgreichen Menschen könnte man meinen, sie hätten dieses flüchtige Ziel erreicht – und erfolgreiche Philosophen, also Menschen, die darüber nachgedacht haben, was zum Erfolg führt, könnten mehr zu bieten haben als die meisten.

Wie Virginia Woolf einmal bemerkt hat, ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, Biographien zu schreiben, weil «Menschen nicht linear sind». Ihr Leben hat keinen richtigen Erzählungsfaden. Doch genau ein solcher Faden ist es, den Biographen herzustellen versuchen. Eine Biographie hat einen Anfang, eine Mitte und ein Ende; und in ihr wird gewöhnlich der Versuch unternommen, Ereignissen einen Sinn abzugewinnen oder Gründe für sie anzugeben, die möglicherweise nur aufeinander folgten, ohne irgendwie miteinander zusammenzuhängen. Das Leben mancher Menschen hat vielleicht wirklich einen Sinn, während es bei anderen so aussieht, als werde es sinnlos geführt. Ob das Leben eines Menschen Sinn – was immer das heißen mag – gehabt hat oder nicht, ist eine Frage, die sich zumindest ebenso schwer beantworten läßt wie die Frage, ob unser eigenes Leben Sinn hat. Letztlich sind die beiden Fragen miteinander identisch. Deshalb brauchen wir nicht zurückhaltend zu sein,

wenn wir uns, um unserem eigenen Leben einen Sinn abzugewinnen, das Leben derjenigen ansehen, die uns vorangegangen sind.

Natürlich gibt es keine Garantie dafür, daß uns das Studium eines bestimmten Lebens wichtige und lohnende Lektionen vermitteln wird. Ich denke, es wäre ein Fehler, das eigene Leben nach dem Leben einer historischen Gestalt zu modellieren, auch wenn viele, die so etwas unternommen haben, dann schließlich eigenständige historische Gestalten geworden sind. Man kann sich ein Leben nicht so aussuchen, wie man sich einen Mantel aussucht. Doch es gibt viele Lebensweisen, und Biographien können uns gewisse Einblicke in ihre möglichen Gefahren und Nutzenwendungen geben. Das Leben Kants war anders als dasjenige, welches viele Romantiker, selbsternannte Nietzscheaner oder andere moderne Abenteurer geführt haben. Die Entscheidung darüber, ob es attraktiv war oder nicht, muß ich dem Leser überlassen. Sicher bin ich, daß es interessanter war als die heute noch im Umlauf befindlichen Karikaturen.

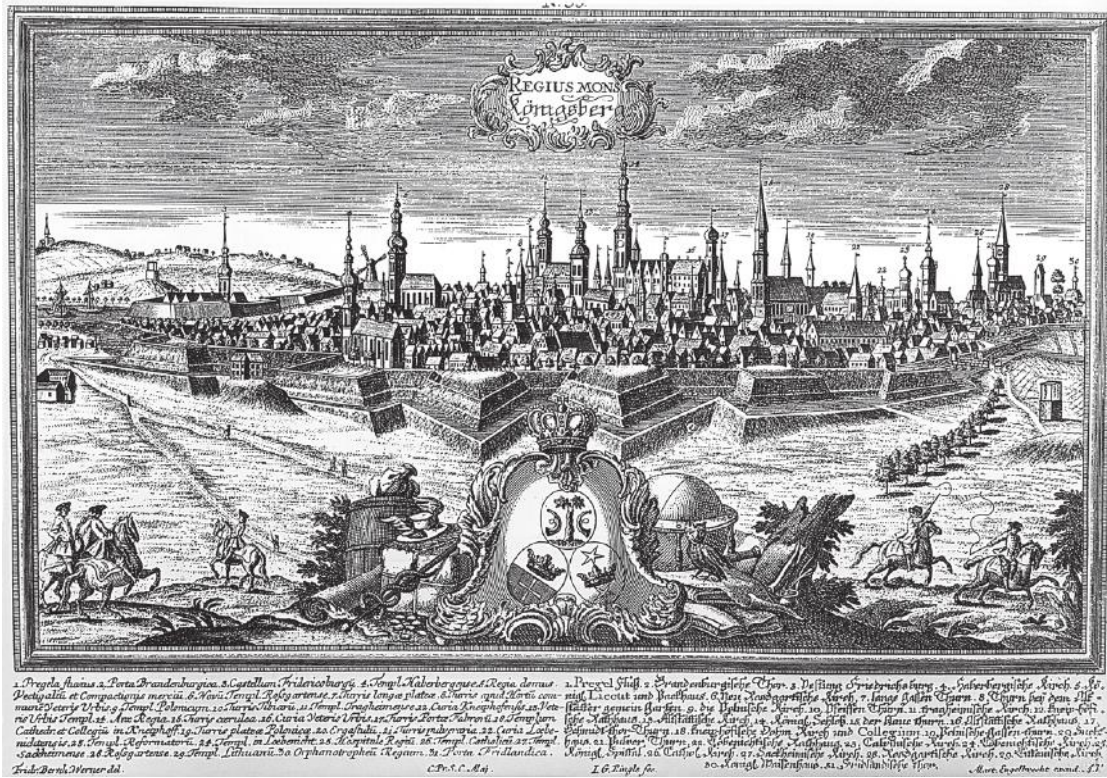
Auf diese Einleitung folgen neun Kapitel. Kapitel 1, «Kindheit und frühe Jugend (1724–1740)»; Kapitel 2, «Student und Hauslehrer (1740 bis 1755)»; Kapitel 3, «Der elegante Magister (1755–1764)»; Kapitel 4, «Eine Wiedergeburt und ihre Konsequenzen (1764–1769)»; Kapitel 5, «Die Jahre des Schweigens (1770–1780)»; Kapitel 6, ««Alles zermalmender» Kritiker der Metaphysik (1780–1784)»; Kapitel 7, «Begründer einer Metaphysik der Sitten (1784–1787)»; Kapitel 8, «Probleme mit Religion und Politik (1788–1795)»; und Kapitel 9, «Der alte Kant (1796–1804)». Ich habe versucht, die Erzählung von Kants Leben und die Entwicklung seiner Philosophie so weit wie möglich miteinander zu verbinden. Die Abschnitte, in denen umfangreichere Zusammenfassungen von Kants bedeutenden Werken geliefert werden, sind im Überblick deutlich markiert, und der Leser, der mehr an Kants Leben als an den Details seiner Philosophie interessiert ist, sollte in der Lage sein, sie zu überschlagen, auch wenn ich nicht glaube, daß das eine gute Idee wäre.

1

Kindheit und frühe Jugend (1724–1740)

Frühe Kindheit (1724–1731): «Die beste Erziehung von der moralischen Seite betrachtet»

Das Jahr 1724 gehört nicht zu den wichtigsten in der Geschichte des Menschengeschlechts, aber es war auch nicht völlig bedeutungslos. Es erlebte die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen Moskau und Konstantinopel, mit dem Persien zerstückelt werden sollte, in dessen Gebiet die beiden Mächte zuvor einmarschiert waren. Der persische Schah Mahmud wurde wahnsinnig und befahl in Isfahan ein gewaltiges Massaker. Philipp V. verzichtete zugunsten seines Sohnes Ludwig auf den spanischen Thron, übernahm ihn aber wenige Monate später nach dem Tode Ludwigs von neuem. Der Sieur de Bienvilles, Gouverneur von Louisiana in New Orleans, proklamierte einen *Code Noir* zur Reglementierung der Schwarzen und Vertreibung der Juden, während die Quäker und Mennoniten ihre ersten Verlautbarungen gegen die Sklaverei veröffentlichten. In Philadelphia wurde eine Handwerkerzunft nach Art der europäischen Zünfte gegründet. In Irland, das immer noch englische Kolonie war und weitgehend von nicht ortsansässigen Grundbesitzern ausgebeutet wurde, veröffentlichte Jonathan Swift die *Drapier's Letters*, in denen er die Iren dazu zu überreden versuchte, sich dem Plan eines gewissen William Wood zu widersetzen, der ein königliches Patent für die Ausgabe einer neuen irischen Münze erhalten hatte, dabei aber den Plan verfolgte, sich durch ihre Verschlechterung zu bereichern. Peter I., bekannt als Peter der Große, gründete die Russische Akademie der Wissenschaften und Künste. Paul Dudley entdeckte die Möglichkeit der Fremdbefruchtung von Mais. Herman Boerhaave behauptete in seinen *Elementa chemiae* («Grundlagen der Chemie»), Wärme sei eine Flüssigkeit, und Gabriel Daniel Fahrenheit beschrieb die Superkühlung von Wasser. Georg Friedrich Händel vollendete zwei seiner weniger bekannten Werke, die Opern *Giulio Cesare* und *Tamerlano*. Jean Philippe Rameau komponierte eine seiner drei Sammlungen von Cembalostücken. Daniel Defoe veröffentlichte *Roxana* und *A New Voyage around the World*. Von Alain René Lesages pikarischem Roman *Gil Blas* erschien der zweite Band. Das postum veröffentlichte Buch *La Comtesse de Tende* der



Königsberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts

Comtesse de Lafayette kam heraus, und ebenso auch Bernard de Fontenelles *De l'origine des fables* («Der Ursprung der Mythen»), ein Buch, das sowohl die psychologischen und intellektuellen Wurzeln der Mythologie erkunden als auch volkstümliche abergläubische Vorstellungen widerlegen sollte. Claude Buffier veröffentlichte seinen *Traité des premières vérités et de la source de nos jugements* («Abhandlung über die ersten Wahrheiten und über die Quelle unserer Urteile»), in dem er die Grundprinzipien der menschlichen Erkenntnis zu enthüllen suchte, während David Hume sein zweites Studienjahr an der Universität Edinburgh begann.

In Preußen arbeitete Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), der seit 1713 regierte, intensiv an dem Versuch, den Staat zu zentralisieren und mit den Steuereinnahmen aus einem verarmten Land eine eindrucksvolle Armee auf die Beine zu stellen. Im Jahr zuvor hatte er einen entscheidenden Schritt zur Reform seiner Verwaltung unternommen und sie in eine einzige Behörde zusammengeführt, die als Generaldirektorium bezeichnet wurde. Diese Institution sollte zu einer effizienten Bürokratie werden, welche die königlichen Ausgaben beschnitt und zugleich die jährlichen Einnahmen mehr als verdoppelte, was es ihm ermöglichte, seiner Armee zusätzliche Mittel zukommen zu lassen. Im Jahre 1723 hatte er auch die Zeit gefunden, auf Drängen von religiösen Eiferern in Halle, die man Pietisten nannte, Christian Wolff aus Preußen zu vertreiben. Sie hatten behauptet, die Anerkennung der Leibnizschen Theorie der prästabilierten Harmonie durch Wolff impliziere Fatalismus und könne Deserteuren aus der Armee als Ausrede dienen. Ja, sie könne sie sogar zur Desertion verleiten. Friedrich Wilhelm I. ging so weit, die Verbreitung der Wolffschen Lehren im Unterricht zu verbieten.¹ Dadurch machte er ganz gegen seine Absicht unter denjenigen, die für die Aufklärung eintraten, den Fall dieses Denkers zu einer *cause célèbre*. Wolff, der unter Androhung der Todesstrafe den Befehl erhalten hatte, Preußen nie wieder zu betreten, ließ sich an der Universität Marburg nieder und veröffentlichte 1724 eines seiner erfolgreichsten Werke, die *Vernünftigen Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge*, eine Abhandlung über Teleologie, in der er zu zeigen versuchte, wie gut geplant diese Welt tatsächlich ist.

Die meisten dieser Ereignisse in Preußen und anderswo hatten – im Laufe der Zeit – Konsequenzen in Königsberg. Einige der Handlungen des Königs wirkten sich unmittelbar aus: Im Jahre 1724 wurde Königsberg, das bis dahin aus drei verschiedenen Städten – Altstadt, Löbenicht und Kneiphof – bestanden hatte, zu einer einzigen Stadt zusammengefaßt. Das führte dazu, daß sich die Stadt leichter verwalten ließ und die Regierung effizienter wurde. (Unter anderem wurde durch die Vereinigung die Zahl der Galgen von drei auf einen reduziert.) Dasselbe Jahr erlebte auch die Rückkehr eines Kirchenbeamten namens Georg Friedrich Rogall, der sich um die Interessen des Königs in Königsberg kümmern

sollte. Rogall, in Halle von den Feinden Wolffs ausgebildet und zum Pietismus bekehrt, hatte auch Einfluß auf seinen religiösen Herrscher. Eine seiner ersten Aktionen bestand in der Entfernung des dezidiertesten Verfechters der Wolffschen Philosophie von der Universität Königsberg. Den Professor der Naturphilosophie Christian Gabriel Fischer (1686–1751) ereilte dasselbe Schicksal wie Wolff, weil Rogall ihn in Berlin denunziert hatte.²

Am 22. April dieses Jahres wurde Immanuel Kant in Königsberg geboren. Der altpreußische Kalender verband mit diesem Datum den Namen «Emanuel». Danach wurde er «Emanuel» getauft. Später änderte er diesen Namen in «Immanuel», weil er diese Form für eine genauere Wiedergabe des hebräischen Originals hielt. «Emanuel» oder «Immanuel» bedeutet «Gott ist mit ihm». Kant war der Ansicht, dies sei ein überaus passender Name, und er war auf ihn ungewöhnlich stolz und sprach noch in hohem Alter über seine Bedeutung.³ Es ist vielleicht bedeutsam, daß er es für erforderlich hielt, auch schon den ihm gegebenen Namen einer Kritik zu unterziehen und zu berichtigen, aber es ist ebenso bemerkenswert, daß die wörtliche Bedeutung seines Namens ihm sein ganzes Leben lang Trost und Zuversicht gab. Kants autonomer, selbstsicherer und selbstgeschaffener Charakter mag durchaus eine gewisse Art von optimistischem Vertrauen auf die Welt als teleologisches Ganzes voraussetzen, eine Welt, in der alles, einschließlich seiner selbst, seinen bestimmten Platz hat.

Emanuel war der Sohn des Königsberger Riemermeisters Johann Georg Kant (1683–1746) und seiner Ehefrau Anna Regina, geborene Reuter (1697–1737), deren Vater ebenfalls Riemer in Königsberg gewesen war. Johann Georg Kant war aus Tilsit nach Königsberg gekommen. Seine am 13. November 1715 mit Anna Regina geschlossene Ehe eröffnete ihm die Möglichkeit, sich eine Existenz als unabhängiger Handwerker aufzubauen.⁴ Solche Handwerker mußten einer Zunft angehören. Da die Zünfte die Zahl derer, die in einer Stadt einen Betrieb eröffnen konnten, streng reglementierten, war die Heirat mit der Tochter eines Meisters für einen Auswärtigen oft der einzige Weg, um im Handwerk tätig zu werden. Selbständiger Handwerksmeister wurde man nur auf einem von zwei Wegen: entweder dadurch, daß man als Sohn eines Meisters geboren wurde, oder eben dadurch, daß man die Tochter eines Meisters heiratete. Anna Regina war die Tochter von Caspar Reuter und seiner Ehefrau Regina, geborene Felgenhauer (oder Falkenhauer).⁵ Caspar Reuter stammte ebenfalls nicht aus der Stadt, sondern kam aus Nürnberg, das über alte Handelsbeziehungen zu Königsberg verfügte.⁶

Ein Meister mußte ein Meisterstück angefertigt und in der Stadt, in der er sein Gewerbe betrieb, das Bürgerrecht erlangt haben. Das bedeutete gewöhnlich, daß er in der Stadt Grund und Boden besitzen (oder zumindest einer grundbesitzenden Familie angehören) mußte. Wichtiger

noch, er mußte Mitglied einer örtlichen Zunft sein, deren besondere Gesetze und Bräuche vom Augenblick seines Eintritts an für ihn und seine gesamte Familie galten. Für den Beitritt zu einer Zunft mußte sowohl für den Meister als auch für seine Ehefrau der Nachweis ehelicher Geburt erbracht werden. Traditionell waren die Zünfte von öffentlichen Autoritäten weitgehend unabhängig, und sie neigten dazu, Streitigkeiten untereinander zu regeln.⁷ Das Leben der Mitglieder wurde von alten Bräuchen beherrscht, die ihnen bei der Ausübung ihres Gewerbes nicht viel Freiheit ließen. Die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die sie beschäftigen durften, war streng geregelt. Ungelernten Arbeitern war es untersagt, in einem anerkannten Handwerk zu arbeiten. Die Preise wurden nicht auf dem offenen Markt festgelegt. Die Organisation der Zünfte war im wesentlichen ein geschlossenes System, dessen Regeln und Bestimmungen gewöhnlich einen anständigen Lebensstandard garantierten, indem sie die Konkurrenz unterdrückten. Als Handwerksmeister konnte Kants Vater (zumindest im Prinzip) eine Art von Kontrolle über Gesellen und Lehrlinge ausüben, die wir heute unannehmbar finden würden. Er war es beispielsweise, der einem Gesellen die Genehmigung dazu erteilte, von einem Ort zum anderen zu ziehen. Die Zünfte waren auch befugt, ihre Mitglieder zu bestrafen, eine Befugnis, die sie durchaus ausübten.

In Königsberg hatten alle Zünfte in jedem Stadtbezirk einen eigenen Vertreter, und jede hatte ein besonderes Konto angelegt, um ihren Mitgliedern in Fällen von Tod, Krankheit oder Verarmung Hilfe leisten zu können.⁸ Wenn ein Meister starb, mußte die Zunft gewöhnlich die Witwe versorgen. Tatsächlich war es so, daß «die Zunft genau wie die Kirche das ganze Leben ihrer Mitglieder umspannte».⁹ Die Handwerker waren stolz, sie wußten genau, daß sie eine besondere Stellung hatten, und waren sehr darauf bedacht, sich von denen zu unterscheiden, die in ihren Augen einen niederen Rang hatten. Die Ehre war nicht nur bei allen Aktivitäten eines Zunftmitglieds wichtig, sondern auch in seinem oder ihrem gesellschaftlichen Umfeld. Ein Zunftmitglied gehörte den «ehrbaren» Klassen an. Ein Bericht aus dem 18. Jahrhundert, in dem die Lage der Handwerker in Zürich geschildert wird, kann uns eine gewisse Vorstellung von der Situation in Königsberg vermitteln:

Mit Recht wurden Anmaßungen von Personen aus der so geheißenen Herrenklasse von selbständigen älteren und jüngeren Gliedern der sogenannten Bürgerklasse derb zurückgewiesen. Der Ausdruck: *Ein Herr und Bürger* und: *ich bin ein Herr und Bürger* war ein Machtwort, das man in Kollisionsfällen gegen sich höher Glaubenden und ebenso gegen Landleute und Ausländer brauchen hörte ... Der Bäcker, von dem meine Eltern das Brot kauften, Irminger, war ein talentvoller, der Geschäfte kundiger Mann, zur Zeit meines Eintretens in die bürgerlichen Verhältnisse ein sehr angesehener Zunftmeister (Mitglied des Rates), und man näherte sich ihm in ehrerbietiger Haltung. So verhielt es sich noch mit mehreren anderen, und eine große Zahl von Handwerkern war

berechtigt, als Glieder des Großen Rates, Ehrerbietung zu fordern. Die höchst aristokratische Wahl der Glieder des Großen Rates, die von den Ratsgliedern und Großräten jeder Zunft gewählt wurden, hätte ein vollständiges Patriziat herbeiführen müssen, wenn nicht die Zunftmeister, die beiden ersten Vorsteher, von der ganzen Zunft gewählt ... gewesen wären. Am meisten behaupteten die Fleischer das Zunftsysteem ... Ihnen näherte sich die Bäcker- und Müllezunft, indes bei den Schuhmachern und bei den Schneidern nur noch ein Handwerker im Großen Rate saß.¹⁰

Die Riemer waren eng mit den Schuhmachern und Sattlern verwandt; sie stellten Geschirre für Pferde, Kutschen und Schlitten her sowie andere Gerätschaften, die zum Transport benutzt wurden. In Preußen waren sie auch für die Ausstattung der Kutschen selbst zuständig. Das Material, mit dem sie in erster Linie arbeiteten, war Leder, und die wichtigsten Gerätschaften ihres Handwerks ähnelten denen der Sattler. Wie die meisten Handwerker hatte Kants Vater seine Werkstatt zu Hause. Zwar gehörten die Riemer nicht zu den prestigeträchtigsten Zünften, aber sie waren Teil des Systems. Als Mitglieder dieser Klasse waren die Kants vielleicht nicht reich, aber sie hatten mit Sicherheit eine gewisse Art von gesellschaftlicher Stellung, die Achtung gebot, und sie waren stolz auf ihre Ehre. Kant hatte als Sohn eines Meisters besondere Rechte, denn er war von Geburt an Zunftmitglied.

Zunächst wohnte die Familie in einem Haus, das in der Vorstadt lag und früher dem Stiefvater von Kants Großmutter Regina Reuter gehört hatte.¹¹ Kants Großeltern hatten es anscheinend geerbt, und es gehörte ihnen und nicht seinen Eltern. Das Haus stand auf einem schmalen, aber tiefen Grundstück und hatte – typisch für Königsberg – drei Geschosse. Es gab eine Scheune, einen Garten und sogar eine Wiese. Die Wohnräume waren zwar nicht luxuriös, aber zumindest nach den Maßstäben des 18. Jahrhunderts komfortabel. Emanuels Vater verdiente anscheinend recht gut, auch wenn das Riemerhandwerk nie eine Möglichkeit bot, reich zu werden.¹² Es war nicht so gewinnträchtig wie beispielsweise das Fleischer- und Bäckerhandwerk, aber es ernährte eine Familie gut. Emanuels Vater beschäftigte möglicherweise gelegentlich einen Lehrling oder einen Gesellen, aber es wäre nicht ungewöhnlich gewesen, wenn er meist für sich allein gearbeitet hätte.¹³ Fast mit Sicherheit hatten die Kants zumindest eine Magd, die wohl auch in dem Haus lebte. Der junge Emanuel war ständig mit dem Betrieb seines Vaters konfrontiert.

Emanuel war das vierte Kind der Kants, aber bei seiner Geburt lebte von den ersten Kindern nur noch eine fünfjährige Schwester. Bei seiner Taufe schrieb Anna Regina in ihr «Hausbuch»: «Gott erhalte ihn in seinem Gnaden Bunde bis an sein seliges Ende um J: C: Willen. Amen.» Angesichts der Tatsache, daß sie bereits zwei Kinder verloren hatte, erschien auch ihr der Name des neugeborenen Sohnes äußerst glückverheißend. Er entsprach einer realen Sorge und brachte nicht nur einen from-

men Wunsch, sondern ein tiefempfundenes Gefühl zum Ausdruck. Tatsächlich standen Emanuels Chancen, ein reifes Alter zu erreichen, nicht sehr gut. Von den fünf Geschwistern, die nach Kant geboren wurden, überlebten nur drei (zwei Schwestern und ein Bruder) die frühe Kindheit. Mit anderen Worten, vier der neun im Kantschen Haushalt geborenen Kinder starben in jungen Jahren. Das war im 18. Jahrhundert zwar nichts Ungewöhnliches, aber es konnte für Emanuels Mutter nicht leicht gewesen sein.

In Emanuels früher Kindheit lebte die Familie Kant ziemlich gut, aber als er älter wurde, verschlechterte sich die Lage. Am 1. März 1729 starb sein Großvater. Es sieht so aus, als habe Johann Georg Kant infolgedessen auch den Betrieb seines Schwiegervaters übernommen. Er war jetzt der einzige Ernährer auch für seine Schwiegermutter. Das war für ihn schwer zu bewältigen. Vier Jahre später (1733) zog die gesamte Familie aus dem Haus, in dem sie bis dahin gewohnt hatte, in das Haus der Großmutter – wahrscheinlich um sich besser um sie kümmern zu können. Das neue Haus, ein kleineres, bescheideneres, eingeschossiges Gebäude, lag ebenfalls in der Vorstadt und bot der wachsenden Familie nur beengte Wohnverhältnisse. Eine offene Küche, ein großes Wohnzimmer und zwei oder drei kleine Schlafzimmer, alles spärlich möbliert, machten den Wohnraum aus. Das Haus stand direkt an der Sattlerstraße. Das war natürlich die Straße, in der, dem bis ins Mittelalter zurückreichenden Brauch zufolge, die meisten Sattler und Riemer der Stadt wohnten.¹⁴

Der neue Standort des Betriebes war nicht so gewinnträchtig wie der alte. Zwar hatte Emanuels Vater nie einen großen Betrieb gehabt, aber nun ging sein Einkommen stetig zurück. Die beiden wichtigsten Gründe hierfür waren verstärkte Konkurrenz von seiten der nahegelegenen Werkstätten der Sattler und das zunehmende Alter des Vaters. Der erste Faktor war nicht nur eine Folge des neuen Standorts, sondern auch ein unmittelbares Resultat der schweren Krise, die das Zunftsystem in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts durchmachte. Zwar blieb dieses System mächtig, aber es hatte tiefgreifende Probleme. Das geht aus dem «Gutachten des Reichs-Tags wegen der Handwerker-Mißbräuche» vom 14. August 1731 hervor, das diese Mißbräuche eindämmen sollte. Die Zünfte stritten miteinander, und Gesellen und Meister vertrugen sich nicht mehr so gut wie früher. Das Edikt nahm den Zünften einige ihrer Rechte, schränkte andere ein und ermahnte sie: es sollten

Meister und Gesellen sich zu ihrem eigenen Besten fürohin eines mehr sittsam- und ruhigen Wandels befleißigen und ihrer vorgesetzten Landes-Obrigkeit den geziemenden Gehorsam erweisen: So will doch gleichwohl ohnumgänglich nötig sein, mit Hindansetzung der bisherigen Langmut, Meister und Gesellen den rechten Ernst zu zeigen, also und dergestalt, daß, wo sie diesem allen ohnangesehen, nichtsdestoweniger in ihrem bisherigen Mutwillen, Bosheit und Halsstarrigkeit verharren, und sich also Zügel-los aufzuführen fortfahren soll-

ten: Kaiserliche Majestsät und das Reich leicht Gelegenheit nehmen dörfen, nach dem Beispiel anderer Reiche, und damit das Publikum durch dergleichen freventliche Privat-Händel in Zukunft nicht ferner gehemmet und belästiget werde, alle Zünften insgesamt und überhaupt völlig aufzuheben und abzuschaffen.¹⁵

Die Familie Kant wurde durch solche Streitigkeiten in Mitleidenschaft gezogen, aber Johann Georg und Anna Regina erwiesen sich in den Augen ihres Sohnes als gute Menschen:

Noch entsinne ich es mich, ... wie über ihre gegenseitigen Gerechtsame zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten ausbrachen, unter denen auch mein Vater ziemlich wesentlich litte; aber des ungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner, von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird.¹⁶

Es ist leicht zu erklären, wie diese beiden Handwerke in Konflikt gerieten. Sie konkurrierten im wesentlichen um dieselben Kunden, und beide konnten dieselben Güter liefern. Das Riemerhandwerk war dem der Sattler sehr ähnlich, aber die Lehrzeit der Riemer dauerte zwei Jahre und die der Sattler drei. Während die Sattler Geschirre herstellen konnten, waren die Riemer weder dazu ausgebildet, Sättel anzufertigen, noch war ihnen das gestattet. In Konkurrenz um eine beschränkte Tätigkeit unternahmen die Sattler Übergriffe auf den Markt der Riemer, die sich dagegen zur Wehr setzten, aber schließlich verloren. In einigen Regionen Deutschlands war das Riemerhandwerk zu der Zeit, als Kant geboren wurde, bereits ausgestorben.

Johann Georg Kant lebte und arbeitete in der Zeit, in der es mit diesem Handwerk in Königsberg bergab ging. Sein Geschäft erlitt im Laufe der Zeit Einbußen, und in den 1730er und 1740er Jahren wurde es für ihn immer schwieriger, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Johann Georg muß gewußt haben, daß er einen aussichtslosen Kampf führte. Er muß empfunden haben, daß die Übergriffe unfair waren, selbst wenn er nichts daran ändern konnte. Gleichwohl gestattete er es diesen Problemen nicht, sein Familienleben zu vergiften, auch wenn Familie und Betrieb so eng miteinander verflochten waren.

Welchen Eindruck das Königsberg der frühen zwanziger Jahre auf einen schlichten Gesellen machte, kann man dem Bericht entnehmen, den der Weißgerber Samuel Klenner gegeben hat, der einige Zeit in der Stadt verbrachte:

Königsberg. Die Hauptstadt des brandenburgischen Preußen ... Es ist ein großer und sehr weitläufiger Ort. Ich habe allhier 3 Vierteljahr lang bei dem Meister Heinrich Gallert, auf dem Roßgarten gearbeitet.

Dem hiesigen evangelischen Bischof, der ein Doktor der H. Schrift ist, muß

jeder Geistlicher des Jahres einen Dukaten geben, weil er sie immer revidieren, und wo er hinkommt, predigen muß. Der König hat auch ein Waisenhaus allhier bauen, und dessen Einrichtung durch den berühmten Professor Francke von Halle, besorgen lassen; es ist auch ein Kirchel dabei, worinnen von denen öffentlichen Lehrern, obwohl man dieselben insgemein Pietisten nennt, vortreffliche Predigten getan werden ...

Die Kost ist hier, wie in ganz Preussen, sehr hart, und hat man fast die halbe Woche durch immer einerlei Gerichte, vornehmlich Pökelfleisch und Fische, welche Speisen von einem Tage zu dem andern aufgewärmet werden. Das Brot ist sehr schwarz, doch aber noch ziemlich schmackhaftig, das Korn wird nur geschrotet, daher oft ganze Strohhalmen drunter sein, und also wird es mit der Kleien gebacken. Das Bier hingegen ist desto besser, und das Tischbier in Preußen übertrifft gemeinlich an Güte das rechte Bier selber an manchem Orte in Schlesien.

Die Handwerkspurschen müssen wegen derer Soldaten hier sehr eingezogen leben, daher sie immer auf denen Herbergen sitzen, und um Geld spielen, welches in Königsberg sehr gemein ist, doch darf unter währendem Gottesdienst niemand in einem Wirtshause trinken sitzen, sonst wird er in Arrest genommen. Weil es nun mit der Werbung immer schärfer herging, und mir sehr nachgestellt wurde, so fuhr ich wieder ... nach Danzig zurück.¹⁷

Das tägliche Brot der Familie Kant war wahrscheinlich so eintönig, wie es dieser Bericht beschreibt, und auch im besten Falle frugal. Gleichwohl wäre es für kleine Handwerker der damaligen Zeit nicht ungewöhnlich gewesen, und es wäre falsch zu sagen, die Kants seien arm gewesen – zumindest solange die Mutter am Leben war.

Johann Georg und Anna Regina Kant waren gute Eltern. Sie kümmerten sich um ihre Kinder, so gut sie konnten. Wenn es etwas gibt, das wir von Kants Jugend wissen, dann dies, daß er ein behütetes Leben führte. Einer seiner vertrautesten Kollegen berichtete später:

Kant erzählte mir, er habe, da er in einem gräflichen Hause, unweit Königsberg, die Erziehung ... näher angesehen, öfters mit inniger Rührung an die ungleich herrlichere Erziehung gedacht, die er selbst in seiner Eltern Hause genossen, wo er, wie er dankbar rühmte, nie etwas Unrechtes oder eine Unsittlichkeit gehört oder gesehen.¹⁸

Dieses Zeugnis wird von Borowski gestützt, welcher schreibt:

Wie oft hab' ich es aus seinem Munde gehöret: «Nie, auch nicht ein einzigesmal hab' ich von meinen Eltern irgend etwas Unanständiges anhören dürfen, nie etwas Unwürdiges gesehen.» Er gesteht selbst, daß vielleicht nur wenigen Kindern, besonders in diesem unsern Zeitalter, der Rückblick auf ihre Eltern in der Folge so wohlthuend sein dürfte, als er ihm immer war und noch ist.¹⁹

Kant hatte über seine Eltern in der Tat nur Gutes zu berichten. So schrieb er in späteren Jahren in einem Brief, daß «meine beide Eltern (aus dem Handwerksstande) in Rechtschaffenheit, sittlicher Anständigkeit und Ordnung musterhaft, ohne ein Vermögen (aber doch auch keine

Schulden) zu hinterlassen, mir eine Erziehung gegeben haben, die von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser sein konnte und für welche ich bei jedesmaliger Erinnerung an dieselbe mich mit dem dankbarsten Gefühle gerührt finde».²⁰

Als Johann Georg 1746 starb, schrieb Emanuel, der älteste Sohn – er war damals fast 22 Jahre alt –, in die Familienbibel: «Den 24. März ist mein liebster Vater durch einen seligen Tod abgefordert worden. Gott, der ihm in diesem Leben nicht hat viel Freude genießen lassen, lasse ihm davor die ewige Freude zu Teil werden.»²¹ Wir können davon ausgehen, daß Kant seinen Vater respektierte und liebte: ein großer Teil seiner strengen moralischen Auffassung läßt sich wahrscheinlich auf diesen hart arbeitenden Mann zurückführen, der mit Mühe den Lebensunterhalt für seine Familie sicherstellte, und das unter Umständen, die nicht leicht waren. Seine Mutter bedeutete für ihn vielleicht sogar noch mehr. Denn über sie äußerte er sich emotionaler. So soll er gesagt haben: «Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt.»²² Sie war «eine Frau von großem natürlichen Verstande, den ihr Sohn als mütterliches Erbteil von ihr erhielt, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität».²³ Kant glaubte nicht nur, daß er seine körperliche Konstitution von seiner Mutter geerbt habe, sondern auch, daß sie für die erste Bildung seines Charakters sowie für die Grundlegung dessen, was er später wurde, außerordentlich bedeutsam gewesen sei. Er war ihr sehr lieb, und er fühlte sich begünstigt. In seinen Vorlesungen über Anthropologie finden wir eine Äußerung von ihm, in der es heißt, daß es gewöhnlich die Väter sind, welche ihre Töchter, und die Mütter, welche ihre Söhne verwöhnen, und daß die Mütter Söhne bevorzugen, die lebhaft und kühn sind.²⁴ Doch er sagt auch, daß Söhne gewöhnlich ihren Vater mehr lieben als ihre Mutter, denn

Kinder, wenn sie nur nicht schon verzärtelt sind, lieben wirklich Vergnügungen, die mit Strapazen verknüpft, Beschäftigungen, zu denen Kräfte erforderlich sind ... Gemeinhin verziehen die Mütter ihre Kinder ... Und doch bemerkt man, daß die Kinder, vorzüglich die Söhne, die Väter mehr als die Mütter lieben. Dies kommt wohl daher, die Mütter lassen sie gar nicht herumspringen, herumlaufen und dergl., aus Furcht, daß sie Schaden nehmen möchten. Der Vater, der sie schilt, auch wohl schlägt, wenn sie ungezogen gewesen sind, führt sie dagegen auch bisweilen ins Feld und läßt sie da recht jungenmässig herumlaufen, spielen und fröhlich sein.²⁵

Zwar ist das nicht zwangsläufig eine Darstellung seiner eigenen Beziehung zu Mutter und Vater, aber es gibt gute Gründe zu der Annahme, daß er sie beide liebte, wenn auch vielleicht in unterschiedlicher Weise.

Emanuel's Mutter hatte eine bessere Schulbildung als die meisten Frauen im 18. Jahrhundert. Sie konnte gut schreiben. Es sieht sogar so aus, als habe sie den größten Teil der Schreibarbeiten in der Familie übernommen. Sie nahm ihren Sohn auf Spaziergänge mit, «machte ihn auf die Gegenstände in der Natur und manche Erscheinungen in derselben aufmerksam, lehrte ihn manche nützliche Kräuter kennen, sagte ihm sogar vom Bau des Himmels so viel, als sie selbst wußte, und bewunderte seinen Scharfsinn und seine Fassungskraft».²⁶

Seine Großmutter starb 1735. So traurig dieses Ereignis gewesen sein muß, es machte die Dinge vielleicht leichter. Es gab einen Esser weniger, die Mutter hatte nicht mehr so viel Arbeit und die Kinder mehr Platz. Im November desselben Jahres schenkte Anna Regina einem weiteren Kind, dem Sohn Johann Heinrich, das Leben. Zwei Jahre später, am 18. Dezember 1737, starb sie im Alter von 40 Jahren, erschöpft von neun Schwangerschaften und der Belastung durch die Sorge für ihre Familie.

Da Emanuel beim Tode seiner Mutter erst 13 Jahre alt war, traf ihn dieses Ereignis tief. Im Alter soll er folgende Darstellung des Todes seiner Mutter gegeben haben:

[Sie] hatte eine Freundin, die sie zärtlich liebte. Letztere war mit einem Manne verlobt, dem sie ihr ganzes Herz, doch ohne Verletzung ihrer Unschuld und Tugend, geschenkt hatte. Ungeachtet der gegebenen Versicherung, sie zu ehelichen, wurde er aber treulos und gab bald darauf einer andern die Hand. Die Folge davon, für die Getäuschte, war ein tödliches hitziges Fieber, in welches Gram und Schmerz sie stürzten. Sie weigerte sich in dieser Krankheit, die ihr verordneten Heilmittel zu nehmen. Ihre Freundin, die sie auf ihrem Sterbebette pflegte, reichte ihr den angefüllten Löffel hin. Die Kranke weigerte sich, die Arznei zu nehmen und schützte vor, daß sie einen widerlichen Geschmack habe. Kants Mutter glaubte sie nicht besser vom Gegenteil überzeugen zu können, als wenn sie denselben Löffel mit Medizin, den die Kranke schon gekostet hatte, zu sich nehme. Ekel und kalter Schauer überfällt sie aber in dem Augenblick, als sie dieses getan hatte. Die Einbildungskraft vermehrt und erhöht beides, und da noch der Umstand hinzu kam, daß sie Flecken am Leibe ihrer Freundin entdeckte, die sie als Petechien erkennt, so erklärt sie sofort: diese Veranlassung sei ihr Tod, legt sich noch an demselben Tage und stirbt bald darauf als ein Opfer der Freundschaft.²⁷

Wasianski, der diese Geschichte mitteilt, erklärt auch, Kant habe sie ihm «mit der liebevollen, zärtlichen Wehmut eines gutartigen und dankbaren Sohnes» erzählt.

Steckt hinter dieser Geschichte noch mehr? Zeugt sie nur von Liebe und Dankbarkeit, oder enthüllt sie tatsächlich etwas Unheimlicheres? Gestattet sie es uns, auf ein heimliches Ressentiment zu schließen, das Kant noch in seinen Siebzigern gegenüber der eigenen Mutter empfand? Macht Kant sowohl der Freundin als auch seiner Mutter Vorwürfe, weil sie ihn verlassen und dadurch verraten hat? Hartmut Böhme und Gernot

Böhme haben behauptet, der Knabe sei tatsächlich davon überzeugt gewesen, daß Anna Reginas Tod eine gerechte Strafe dafür gewesen sei, daß sie eine «schlechte» Mutter war, und daß er sich für den Rest seines Lebens hierüber in einem Zwiespalt befand.²⁸ Sie behaupten auch, Kants spätere Auffassung von Sittlichkeit als Freiheit von Gemütsbewegung und Begehren habe hier ihre Wurzeln: Kant machte es seiner Mutter zum Vorwurf, daß sie starb, hatte deshalb Schuldgefühle und fand es daher schwer zu trauern. Er «verdrängte» Trauer und Schuldgefühle zugleich und lernte es daher nicht, die Bedeutung unserer nichtrationalen Seite zu würdigen.²⁹ Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Ganz gleich welche tiefe psychoanalytische Deutung diese Geschichte zuläßt, wir dürfen nicht vergessen, daß sie eher als Deutung Wasianskis denn als Deutung Kants ihre Berechtigung hat. Dies sind schließlich nicht Kants eigene Worte. Selbst wenn es wahr wäre, daß einige der verwirrten Emotionen, die Kant beim frühen Ableben seiner Mutter plagten, für ihn noch im Alter Wirkung zeigten (oder vielleicht: im Alter erneut Wirkung zeigten), würde uns das nicht gestatten, irgendwelche signifikanten Schlußfolgerungen im Hinblick auf Kants Leben als Ganzes zu ziehen. Der Tod der Mutter kann für einen Dreizehnjährigen nicht leicht gewesen sein, aber er erklärt nicht seine spätere philosophische Entwicklung.

Anna Regina wurde «still und arm» begraben, was bedeutet, daß sie ohne einen Trauerzug bestattet wurde und zu einem Preis, den sich Menschen mit bescheidenen Mitteln leisten konnten.³⁰ Zu Besteuerungszwecken war der Kantsche Haushalt im Jahre 1740 ausdrücklich als «arm» eingestuft worden, und während Johann Georg früher 38 Taler Steuern entrichtet hatte, zahlte er jetzt nur 9 Groschen.³¹ Angesichts dieses Niedergangs ist es nicht überraschend, daß die Familie Unterstützung von anderen Familienmitgliedern und Freunden erhielt. So bekamen sie von einigen Wohltätern Brennholz, und Emanuels Ausbildung wurde durch einen Onkel (einen Bruder seiner Mutter, seines Zeichens Schuhmacher) gefördert, dem es besser ging als Kants Vater.³² Später, als Kant ein berühmter Philosoph war, versuchten manche Leute zu behaupten, daß seine Familie mittellos gewesen sei, aber das war anscheinend nie der Fall gewesen. Wasianski hielt es für erforderlich, auf das Thema einzugehen, und er erklärte: «Seine Eltern waren nicht reich, aber auch durchaus nicht so arm, daß sie Mangel leiden durften; viel weniger, daß Not und Nahrungssorgen sie hätten drücken sollen. Sie verdienten so viel, als sie für ihr Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder nötig hatten.» Er betonte auch, daß sie zwar Hilfe von anderen erhielten, daß diese Hilfe aber nicht sehr bedeutend war.³³ Zwar gab es kein «soziales Sicherheitsnetz» im heutigen Sinne, aber die Großfamilie kümmerte sich um ihre Mitglieder und sorgte für das Notwendige.

Mit seinen Geschwistern verband Kant nicht viel. Keinem von ihnen stand er sehr nahe. Als in den allerletzten Tagen seines Lebens seine

Schwester Katharina Barbara zu ihm kam, um ihn zu pflegen, machte ihn ihre «Einfalt» verlegen, obgleich er auch dankbar war. Zu seinem einzigen überlebenden Bruder Johann Heinrich, der geboren wurde, als Kant bereits das Collegium Fridericianum besuchte, hatte er ebenfalls keine nähere Beziehung. Kaum fand er Zeit, seine Briefe zu beantworten. Das bedeutet nicht, daß er nicht seine Pflichten den Geschwistern gegenüber, wie er sie verstand, aufs sorgfältigste erfüllte. Vielmehr ist klar, daß er sie unterstützte, wenn sie in Not waren.³⁴ Auch wenn er Distanz wahrte, vernachlässigte er seine Verpflichtungen gegenüber seiner Familie nie.

Kants Eltern waren religiös. Sie waren stark durch den Pietismus beeinflusst; das galt besonders für seine Mutter, die den pietistischen Glaubensvorstellungen und Praktiken folgte, die damals in den Kreisen der Handwerker und weniger gebildeten Bewohner von Königsberg im Schwange waren. Der Pietismus war eine religiöse Bewegung in den protestantischen Kirchen Deutschlands, die weitgehend eine Reaktion auf den Formalismus der protestantischen Orthodoxie darstellte. Die orthodoxen Theologen und Pastoren legten großes Gewicht auf die sogenannten symbolischen Bücher, und sie forderten strenge buchstäbliche Befolgung ihrer Lehre. Jeder, der mit den traditionellen theologischen Lehren nicht einverstanden war, wurde schikaniert und verfolgt. Zugleich waren sie am geistlichen oder wirtschaftlichen Wohlergehen ihrer Schäfchen nicht sonderlich interessiert. Die meisten von ihnen hatten sich komfortabel mit dem niederen Adel arrangiert und blickten oft mit Verachtung auf die schlichteren und weniger gebildeten Städter. Die Pietisten hingegen betonten die Wichtigkeit von eigenständigem Bibelstudium, individueller Frömmigkeit, Laienpriestertum und einem praktischen Glauben, der sich in Akten von Mildtätigkeit ausdrückte. Der Pietismus war eine evangelische Bewegung, und mit ihm verband sich gewöhnlich ein Beharren auf einer *persönlichen* Erfahrung radikaler Bekehrung oder Wiedergeburt ebenso wie eine Absage an weltlichen Erfolg.³⁵ Die Pietisten glaubten, Erlösung ließe sich erst dann finden, wenn man einen sogenannten Bußkampf durchgemacht hatte, der zu einer Bekehrung und Erweckung führte. In diesem Kampf sollte durch Gottes Gnade der «alte Adam» vom «neuen Menschen» überwunden werden. Dadurch wurde das «Weltkind» zu einem «Kind Gottes». Ein wahrer Christ zu sein hieß, wiedergeboren zu sein und eine Bekehrung erfahren zu haben, die sich gewöhnlich genau datieren ließ. Diese Wiedergeburt war jedoch nur der erste Schritt auf einem langen Wege. Der lebendige Glaube der Bekehrten bedurfte täglicher Neubestätigung durch «Akte des Gehorsams gegenüber Gottes Geboten, darunter Gebet, Bibellesen und Verzicht auf sündhafte Zerstreungen sowie der Dienst am Nächsten durch Akte der Mildtätigkeit».³⁶

Der Pietismus war eine «Religion des Herzens», die in starkem Gegensatz zum Intellektualismus stand und durch einen Emotionalismus ge-

kennzeichnet war, der gelegentlich an Mystizismus grenzte. Wo immer er Fuß faßte, bildeten sich kleine Kreise der «Auserwählten». Eines der Hauptdogmen des Pietismus war die Auffassung, jeder Gläubige sollte an seinem Wohnort eine *ecclesiola in ecclesia* oder eine kleine Kirche von «Kernchristen» sammeln, die sich von der offiziellen Kirche unterschieden, welche dem wahren Sinn des Christentums möglicherweise untreu geworden war. Die wichtigste Inspirationsquelle dieser Richtung war Philipp Jakob Speners 1675 erschienene Schrift *Pia desideria*, die den Untertitel trug: «Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung wahren Evangelischen Kirchen samt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen.» Das bedeutendste Zentrum der Bewegung in Preußen war die neue Universität Halle, wo August Hermann Francke (1663–1727) mit großem Erfolg pietistische Ideen propagierte und von wo aus sich der Pietismus in ganz Preußen verbreitete.³⁷

Einer der wichtigsten Faktoren, die den Erfolg dieser Richtung begründeten, war, daß Friedrich Wilhelm I. die Pietisten für seine eigenen Zwecke nützlich fand. Um einen absolutistischen Staat mit einer starken Armee, einer effizienten Verwaltung, einer starren Wirtschaft und einem einheitlichen und leistungsfähigen Schulsystem zu schaffen, stützte er sich auf die prominentesten Mitglieder der pietistischen Bewegung als Helfer bei der Durchsetzung seiner Reformen.³⁸ Da diese Reformen den Interessen des grundbesitzenden Adels in Preußen, der eng mit den orthodoxeren Kräften in der lutherischen Kirche verbündet war, stark zuwiderliefen, wurde der politische Konflikt zwischen dem absolutistischen König und dem lokalen Adel auch zu einem Konflikt zwischen theologischer Orthodoxie und Pietismus. Diese Kombination von politischen und theologischen Motiven führte zu einer explosiven Mischung. Der König in Berlin nahm dem grundbesitzenden Adel viele seiner Privilegien, um seine eigene, stärker zentral ausgerichtete Verwaltung durchzusetzen. Sein Drang, die Kinder der Armen zu unterrichten, brachte ihn ebenfalls in Konflikt zum grundbesitzenden Adel, da die Zeit, welche die Kinder in der Schule verbrachten, sie daran hinderte, auf ihren Feldern zu arbeiten, und so ihre Profite schmälerte. Der sich daraus ergebende Kampf zwischen den zentralistischen Kräften in Berlin und dem grundbesitzenden Adel wurde oft mit großer Erbitterung geführt, wobei die Pietisten die natürlichen Verbündeten des Königs darstellten. Es war so, daß Friedrich Wilhelm I. «den Pietismus immer mehr in seine Organisation hinein[zog], benützt[e] und dadurch verwandelt[e], nicht ohne selbst dadurch verwandelt zu werden».³⁹ So sehr man versucht sein könnte, von einer «unheiligen Allianz» von Religion und Politik zu sprechen, es war dies ein Bündnis, das insgesamt mehr den Interessen der einfachen Menschen zugute kam als denen des Adels.

Der Pietismus, der in Halle gelehrt wurde, unterschied sich von dem, den man in anderen Teilen Deutschlands predigte. Francke legte größte

res Gewicht auf ein aktives christliches Leben als andere Vorkämpfer dieser Lehre. Er trat sogar für eine Art sozialen Aktivismus ein. Akte der Mildtätigkeit waren nicht nur die Privatangelegenheit jedes einzelnen Christen, sondern auch eine Gemeinschaftsaufgabe der pietistischen Gemeinde in Preußen. Francke hatte in Halle eine Reihe von Institutionen für die Unterbringung und Ausbildung von Waisen und anderen mittellosen Kindern gegründet, und er wandte sich einem ehrgeizigen Bildungsprojekt zu, das weit jenseits der Grenzen Halles Bedeutung erlangte. Die «Franckeschen Anstalten» sollten erwarten lassen, daß «andern Ländern und Königreichen ein Muster und Exempel gegeben wird und wie sie es angreifen sollen, damit dem allgemeinen Besten wohlgeraten werde».⁴⁰ Die täglichen Akte der Nächstenliebe, die von einem Pietisten erwartet wurden, wurden oft in Form von Arbeit für solche Unternehmungen wie Waisenhäuser und Armenschulen vollzogen. Dieser Pietismus der Halleschen Richtung war es, der in Königsberg die bedeutendsten Auswirkungen hatte. Ja, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bestand eine unmittelbare und direkte Verbindung zwischen Halle und Königsberg, und der König unterstützte aktiv die Berufung von Pietisten aus Halle in offizielle Stellungen in Königsberg. Dies war der Pietismus, der Kants Eltern beeinflusste.

Wenngleich der Pietismus in Königsberg unter Friedrich Wilhelm I. vorherrschend wurde, reichte sein Einfluß noch weiter zurück. Die wichtigsten frühen Pietisten in Königsberg waren Theodor Gehr und Johann Heinrich Lysius. Gehr, der in Halle eine pietistische Bekehrung erlebt hatte, gründete in Königsberg ein *collegium pietatis* und später auch eine Armenschule. Diese Schule entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem Gymnasium. Im Jahre 1701 wurde sie unter königlichen Schutz gestellt und erhielt 1703 den Namen Collegium Fridericianum. Gleichzeitig wurde Lysius der Direktor dieser Anstalt, und da er auch zum außerordentlichen Professor an der theologischen Fakultät der Universität ernannt wurde, nahm der Einfluß des Pietismus auf die Königsberger Kultur zu. Lysius stand in größerem offiziellen Ansehen als jeder Pietist in Königsberg zuvor. Das war ein bedeutender erster Sieg für den Pietismus.

Tatsächlich wurden die Pietisten in Königsberg zunächst als «unberufene Winckelprediger» verfolgt. Man warf ihnen vor, an Straßenecken unrechtmäßige Schulen («Winckelschulen») zu gründen, die in unlauteren Wettbewerb mit den rechtmäßigen Schulen traten, und ebenso auch, ketzerische Lehren zu predigen. Erst als das Collegium Fridericianum zu einer offiziellen Institution geworden war und man seinen Direktor zum Professor an der Universität ernannt hatte, wurde der Pietismus zu einer realen Bedrohung für die orthodoxen Kräfte in Königsberg. Als ein Teil der Schule in eine Kirche verwandelt wurde, in der pietistische Predigten «große Menschenmassen anzogen», regte sich offizieller Widerstand.⁴¹

Die orthodoxe Geistlichkeit von Königsberg, die theologische Fakultät und die Stadtverwaltung taten alles, was in ihrer Macht stand, um den Erfolg der Pietisten in der Stadt einzudämmen. Lysius wurde vorgeworfen, er verbreite «Chiliasmus» und eine «unbegründete Hoffnung besserer Zeiten» und pervertiere sowohl seine Anhänger als auch das Wort Gottes. Seine Anhänger waren «lauter einfältige schlechte Bürgers- und Handwerkersleute», denen er ohne alles Bedenken gestattete, daß sie «gleich den heutigen Quäkern, Mennoniten, Enthusiasten und anderen phantastischen Irrgeistern in ihren Versammlungen die heilige Bibel aufschlagen, einen Text oder Dictum daraus aufsuchen und dasselbe nach ihren Begriffen erklären, glossieren, explizieren und also das heilige teure Wort Gottes ganz ärgerlich prostituieren und ihm gleichsam eine wächsene Nase ansetzen». Schon früh machten die meisten Studenten und Professoren an der Universität die Pietisten lächerlich, und Stadtverwaltung wie Adel waren fast einmütig gegen sie. Selbst nach der Ankunft von Franz Albert Schulz im Jahre 1731 blieb der Pietismus in einer umkämpften Position.⁴² Zwar wurde Schulz eine der bedeutendsten Gestalten im intellektuellen und gesellschaftlichen Leben Königsbergs, aber er mußte große Widerstände überwinden. Es wäre daher falsch zu sagen, daß die Königsberger Kultur völlig durch den Pietismus geprägt gewesen sei, auch wenn die neue Bewegung bei gewöhnlichen Bürgern wie Kants Eltern sehr erfolgreich war.⁴³

Es sieht so aus, als hätten Kants Eltern und insbesondere seine Mutter für Schulz Partei ergriffen und seien ihm verpflichtet gewesen. Kants Mutter nahm ihre älteren Kinder oft zu Bibelstunden mit, die Schulz abhielt; dieser wiederum besuchte die Familie häufig und unterstützte sie sogar mit Brennholz. Kants früheste religiöse Unterweisung außerhalb der Familie kam von Schulz, und der von ihm vertretene Pietismus bildete den Hintergrund für Kants ersten förmlichen Religionsunterricht. Was immer die Folgen, durch seine Eltern – und insbesondere seine Mutter – war Kant Teil der pietistischen Bewegung in Königsberg. Die Konflikte zwischen den Pietisten und den traditionelleren Elementen der Königsberger Gesellschaft wurden bis zu einem gewissen Grade die seinen. Wenn die Pietisten verleumdet wurden, müssen sich seine Eltern – und in gewissen Sinne auch er selbst – diskriminiert gefühlt haben.

Schulz war ein komplexer Charakter, den ein großer Ehrgeiz und eine «geheime Cholera», eine cholerische Neigung, auszeichneten. Er wäre vielleicht gewillt gewesen, in der Theologie zwischen dem Pietismus und dem Wolffschen Rationalismus Kompromisse zu schließen, aber in seiner Verfolgung der gemeinsamen Ziele des Halleschen Pietismus und des Berliner Absolutismus verfuhr er kompromißlos. Nicht nur hatte er in Halle Theologie studiert und war deshalb stark durch Francke beeinflusst, er hatte auch seine Studien bei Wolff fortgesetzt, und seine Theologie stellte einen Versuch dar, pietistische und Wolffsche Ideen miteinan-

der zu verbinden, oder vielleicht besser, pietistische Ideen unter Verwendung der Terminologie und der Methoden Wolffs zu formulieren.⁴⁴ Durch ihn erlangte die Wolffsche Philosophie, die in Preußen immer noch offiziell verboten war, an der Universität breitere Anerkennung.⁴⁵ Schulz befand sich weitgehend im Einverständnis mit der Regierung in Berlin. In den Ansichten des Königs über Wolff hatte es eine Entwicklung gegeben. Friedrich Wilhelm I. hatte begonnen, seine Philosophie zu schätzen. Nachdem er einige seiner Arbeiten gelesen hatte, betrachtete er die Wolffsche Philosophie und den Pietismus nicht mehr als Widersprüche. So versuchte er, Wolff zur Rückkehr nach Preußen zu bewegen, und ging sogar so weit, allen Theologiestudenten das Studium Wolffs zu befehlen: «Sie müssen gründlich in der Philosophie bewandert sein und in einer brauchbaren Logik nach dem Beispiel des Professors Wolff.»⁴⁶ Schulz war somit der richtige Mann zur richtigen Zeit. Sein politisches Gespür war genauso zuverlässig wie sein theologisches.

Diese neue Entwicklung hatte bedeutende Konsequenzen für den Königsberger Pietismus, mit dem Kants Eltern und Kant selbst konfrontiert waren. Er war vom Halleschen Pietismus abgeleitet, war aber weniger «schwärmerisch» als dieser und hatte einen Wolffschen und daher eher «rationalistischen» Anstrich.⁴⁷ Schulz war gegen eine allzu schwärmerische Religiosität.⁴⁸ Genau wie Francke die Lehre Spencers erheblich abgewandelt hatte, zumindest um sich die Gelegenheiten zunutze zu machen, die sich in Preußen boten, modifizierte Schulz unter dem Einfluß einer anderen Umgebung und einer anderen Zeit die Anschauungen Franckes; der Königsberger Pietismus läßt sich nicht einfach mit dem Halleschen Pietismus gleichsetzen. Es handelte sich dabei um eine eigenartige Variante, die in mancher Hinsicht der Philosophie der orthodoxen Partei näherstand, als ihre Streitigkeiten hätten erwarten lassen: der Schulphilosoph war nicht Aristoteles, sondern Wolff.

Schulz' Handlungen waren häufig ebenso sehr von den politischen Forderungen des Königs in Berlin bestimmt wie von einem Interesse am geistlichen Wohlergehen der Königsberger Bürger. Es sieht so aus, als sei es ihm und seinen Anhängern häufig schwergefallen, diese beiden Anliegen voneinander zu trennen, und unter Schulz entwickelten sich lutherische Pastoren mehr zu Lehrern als zu Predigern. Die Unterweisung in den Grundlagen des Christentums wurde immer inniger mit dem Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen verknüpft. Es überrascht daher nicht, daß sich Schulz Feinde machte – und das nicht nur unter den Gegnern des Pietismus. Dadurch, daß er das Programm Friedrich Wilhelms I. gegen den Willen der orthodoxeren Geistlichkeit und ihrer Freunde unter den Beamten und Adligen verfolgte, zog sich Schulz den Zorn vieler zu. Ja, er wurde so eindeutig mit dem König identifiziert, daß er sehr beunruhigt war, als sich dieser 1734 eine schwere Krankheit zuzog; an einen Freund schrieb er, man habe ihm bereits angedroht, «daß

drei Tage nach seinem Tode mir würde der Kopf abgeschlagen werden». Einige Zeit später berichtete er: «Hier wird der Lärm und Tumult täglich größer, sogar der Pöbel fängt schon an, sich drein zu mengen, wie ich denn schon einige Wochen hier kaum sicher auf der Gasse gehe, wenn es aber Abendzeit ist, gar nicht einmal ausgehen kann.»⁴⁹ Seine Gegner warfen ihm die Fenster ein, veranstalteten vor seinem Haus ebenso wie vor denjenigen anderer pietistischer Professoren lautstarke Proteste und trugen Plakate durch die Straßen, auf denen sie verunglimpft wurden. Doch die Pietisten harrten aus und betrachteten ihre Gegner als die Feinde von Gott selbst, und sie fuhrten fort in dem, was sie als das Werk Gottes betrachteten. Während andere in ihnen nichts als Marionetten Friedrich Wilhelms I. sahen, beharrten sie darauf, daß sie das täten, was richtig sei. Anfang der dreißiger Jahre hatten die Pietisten in ihrem Kampf mit der Orthodoxie die Oberhand gewonnen, und Friedrich Wilhelm I. hatte eine Reihe von Siegen über die Königsberger Opposition gegen seinen zentralistischen Staat errungen.⁵⁰

Die Tatsache, daß Emanuel in dieser religiösen Umgebung aufwuchs, hatte mit Sicherheit Konsequenzen für seine intellektuelle Entwicklung, auch wenn sich schwer feststellen läßt, wie weit sie gingen. Emanuels religiöser Werdegang war voller tiefer Zweideutigkeiten, da er ein Element enthielt, das anderswo als im Widerspruch zu den grundlegenden Dogmen des wahren Glaubens stehend angesehen wurde. Wenn pietistische Ideen schon sehr früh einen Einfluß auf Kant ausübten, dann waren es diejenigen, welche Schulz vermittelte. Was dem jungen Kant entgegentrat, war der Pietismus in Königsberg und nicht irgendeine andere Variante. Die Einstellung seiner Mutter, die Kant selbst als «echte, durchaus nicht schwärmerische Religiosität» beschrieben hatte, trug Schulzsche Züge. Gleichwohl ist es unwahrscheinlich, daß der Pietismus irgendeinen grundlegenden und bleibenden Einfluß auf Kants Philosophie ausgeübt hat.⁵¹ Es ist sogar zweifelhaft, ob der Pietismus seiner Eltern in Kants intellektueller Haltung irgendwelche nennenswerten Spuren hinterließ, auch wenn Kants früheste Biographen das glaubhaft zu machen versuchen. Sie waren in keiner besseren Position, diese Behauptung aufzustellen, als wir es heute wären. Borowski behauptet: «Der Vater – drang auf einen fleißigen und durchaus rechtlich denkenden Sohn; die Mutter wollte in ihm auch einen – frommen Sohn, nach dem Schema, das sie sich von Frömmigkeit machte, haben. Der Vater forderte Arbeit und Ehrlichkeit, besonders Vermeidung jeder Lüge; – die Mutter auch noch Heiligkeit dazu.»⁵² Weiter bemerkt Borowski, Kant habe «die Aufsicht [seiner Eltern] lange genug [genossen], um über das Ganze ihrer Denkart richtig urteilen zu können», und die Forderung nach Heiligkeit, die sich in Kants zweiter *Kritik* findet, sei mit den Forderungen seiner eigenen Mutter in seiner frühesten Kindheit identisch gewesen. In ähnlicher Manier zitiert Rink Kant mit folgenden Äußerungen über seine Eltern:

Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit ... und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug! die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, die durch keine Leidenschaft beunruhigt wurden. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen.⁵³

Die Kommentare, die Kant hier zugeschrieben werden, zeigen, daß er seine Eltern und andere Menschen, welche die pietistischen Sitten praktizierten, achtete. Sie lassen auch erkennen, daß Kant der Ansicht war, seine Mutter habe auf seine moralische Haltung einen positiven Einfluß ausgeübt. Doch das heißt noch lange nicht, daß Kants reife Anschauungen dem Pietismus irgendwie nahestanden. Es mag durchaus zutreffen, daß Kant «die Aufsicht [seiner Eltern] lange genug [genoß], um über das Ganze ihrer Denkart richtig urteilen zu können», aber das bedeutet nicht, daß er selbst ihre Denkweise als bewußt formulierte Lehre lernte.⁵⁴ Allenfalls lassen diese Passagen deutlich werden, daß der reife Kant nicht der Ansicht war, es habe hinter dem Verhalten dieser tugendhaften und frommen Menschen viel von einer Lehre gegeben. Er schätzte sie wegen ihrer Handlungen, nicht wegen ihrer theologischen Theorien. Wenn man auf der Grundlage von derart dürftigen Zeugnissen behauptet, «ein entscheidender Schlüssel für ein Verständnis der Anschauungen Kants ist die Tatsache, daß seine Eltern beide Mitglieder der pietistischen Kirche waren», dann ist das demnach irreführend.⁵⁵ Ja, die beiden Passagen zeigen, daß Kant von dieser frühesten Begegnung mit dem Pietismus begrifflich nur sehr wenig, wenn überhaupt etwas, gelernt haben konnte. Sein Lob für die moralische Würde derjenigen, die ihren Pietismus ernst nahmen, hat nämlich etwas Zweideutiges, denn man kann über den Pietismus schließlich viele schlechte Dinge sagen. Kant unterscheidet zwischen denen, die es mit dem Pietismus ernst meinten, die ihn lebten, ohne unbedingt in der Lage zu sein, irgendwelche seiner Begriffe und Lehren klar zu formulieren, und denen, die es damit nicht so ernst meinten, die nicht nach seinen Vorschriften lebten, die aber ganz gut darüber reden konnten. Schließlich hatte Borowski, der selbst Bischof der lutherischen Kirche in Preußen war, wie wir schon sahen, ein Interesse daran, die Differenzen zwischen den verschiedenen Fraktionen des Luthertums herunterzuspielen. Seine Motive für die Verknüpfung von Kantischer Moralphilosophie und Pietismus waren zumindest zum Teil politischer Natur. Er hatte nicht nur den Wunsch, die Differenzen zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie zu minimieren, sondern er wollte auch zeigen, daß die religiösen Ansichten Kants letztlich denen der Kirche ganz nahe standen.

Was Kant von seinen Eltern empfang, war keine Ausbildung in einer bestimmten Art von religiöser Disziplin, sondern eine warme, verständnisvolle und unterstützende Umgebung, die ihm Zutrauen auf seine eigenen Fähigkeiten und ein Selbstwertgefühl vermittelte. Ebenso wie seine Schwestern und sein Bruder wurde «Manelchen», wie die Mutter ihn nannte, von seinen Eltern geliebt. Ja, sie liebten ihre Kinder nicht nur, sondern behandelten sie auch mit Achtung. Sie lehrten durch ihr Beispiel, und sie boten nicht nur allen ihren Kindern ein harmonisches und anständiges, wenn auch einfaches und bescheidenes Zuhause, sondern sie gaben auch ihrem ältesten Sohn alle Möglichkeiten zum Vorwärtkommen.

Kant gibt uns mehrere Hinweise auf das, was er von seinen Eltern lernte. In höherem Alter behauptete er, die Erziehung, die er von ihnen erhalten hatte, hätte «von der moralischen Seite betrachtet gar nicht besser sein» können, und sein ganzes Leben lang äußerte er sich zum Ideal früher moralischer Erziehung. Deshalb ist es vielleicht am besten, wenn wir uns anhören, was Kant zur besten moralischen Erziehung kleiner Kinder zu sagen hat, und dies als Hinweis auf das nehmen, was er von seinen Eltern gelernt hat. In seinen Vorlesungen *Über Pädagogik* unterscheidet er zwischen einer physischen Erziehung, die auf Disziplin beruht, und einer moralischen Erziehung, die auf Maximen beruht. Erstere gestattet es Kindern nicht zu denken, sie übt sie lediglich. Moralische Erziehung beruht auf Maximen. Dabei wird seines Erachtens «alles ... verdorben, wenn man sie auf Exempel, Drohungen, Strafen usw. gründen will». Es ist notwendig, das Kind dazu anzuleiten, auf Grund von Maximen und nicht aus bloßer Gewohnheit gut zu handeln, so daß das Kind nicht bloß das tut, was gut ist, sondern es tut, weil es das Gute ist. «Denn der ganze moralische Wert der Handlungen besteht in den Maximen des Guten.»⁵⁶ Insbesondere müssen wir, «um in den Kindern einen moralischen Charakter zu begründen, ... ihnen die Pflichten, die sie zu erfüllen haben, so viel als möglich durch Beispiele und Anordnungen beibringen. Die Pflichten, die das Kind zu tun hat, sind doch nur gewöhnliche Pflichten, gegen sich selbst, und gegen andere.» An diesem Punkt bestehen sie hauptsächlich in Reinlichkeit und Mäßigkeit, und sie beruhen darauf,

daß der Mensch in seinem Innern eine gewisse Würde habe, die ihn vor allen Geschöpfen adelt, und seine Pflicht ist es, diese Würde der Menschheit in seiner eignen Person nicht zu verleugnen.

Trunkenheit, unnatürliche Sünden und alle Arten von Unmäßigkeit sind in den Augen Kants Beispiele für einen derartigen Verlust der Würde, durch den wir auf ein Niveau herabsinken, das unter dem der Tiere liegt. Was besonders wichtig ist, Kant ist der Ansicht, daß es ebenfalls unter der Würde des Menschen ist, sich «kriechend» gegen andere zu betragen

– immer Komplimente zu machen und sich einzuschmeicheln. Für Kinder ist es vor allem wichtig, das Lügen zu vermeiden, denn es «macht den Menschen zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung und ist ein Mittel, ihm bei sich selbst die Achtung und Glaubwürdigkeit zu rauben, die jeder für sich haben soll».

Wir haben auch Pflichten gegenüber anderen, und was das Kind früh lernen sollte, sind

Ehrfurcht und Achtung für das Recht der Menschen ..., und man muß sehr darauf sehen, daß es dieselben in Ausübung bringe; z. E. wenn ein Kind einem andern, ärmeren Kinde begegnet und es dieses stolz aus dem Wege oder von sich stößt, ihm einen Schlag gibt u. s. w., so muß man nicht sagen: Tue das nicht, es tut dem Andern wehe; sei doch mitleidig, es ist ja ein armes Kind.⁵⁷

Statt dessen müssen wir dem Kind bewußt machen, daß ein solches Verhalten im Widerspruch zum Recht der Menschheit steht.

Im allgemeinen war Kant der Ansicht, man solle Kinder nicht so sehr dazu veranlassen, Mitleid mit anderen zu haben, als ihnen ein Gefühl von Pflicht, Selbstwert und Zuversicht einzuflößen.⁵⁸ Das war es, was seine Eltern seiner Ansicht nach für ihn getan hatten. Kant hob auch hervor, daß ein Kind gute Beispiele bedürfe, und wies darauf hin, daß Nachahmung «dem noch ungebildeten Menschen die erste Willensbestimmung zu Annehmung von Maximen [sei], die er sich in der Folge macht».⁵⁹

Kants Bemerkungen über seine Eltern zeigen, daß er sie als ausgezeichnete Vorbilder betrachtete. Es ist außerordentlich wahrscheinlich, daß Kant über Pflichten sich selbst und anderen gegenüber zunächst dadurch etwas lernte, daß er ihr Verhalten nachahmte. Er war auch der Ansicht, man solle Kindern einige der Religionsbegriffe beibringen – «nur müssen diese mehr negativ als positiv sein. – Formeln von Kindern herbeten zu lassen, das dient zu nichts und bringt nur einen verkehrten Begriff von Frömmigkeit hervor. Die wahre Gottesverehrung besteht darin, daß man nach Gottes Willen handelt, und dies muß man den Kindern beibringen.»⁶⁰ Anders formuliert, Religionsbegriffe müssen moralische Werte festigen und nicht umgekehrt. In der *Metaphysik der Sitten* äußert er sich noch ausdrücklicher zur Trennung von Sittlichkeit und Religion. Er empfiehlt, Schulkindern als erstes den moralischen und nicht den religiösen Katechismus vorzulegen, und behauptet: «Von der größten Wichtigkeit aber in der Erziehung ist es, den moralischen Katechismus nicht mit dem Religionskatechismus vermischt vorzutragen ..., noch weniger ihn auf den letzteren folgen zu lassen.»⁶¹ Man kann bezweifeln, daß der alte Kant die Erziehung, die er von seinen Eltern empfangen hatte, als «von der moralischen Seite betrachtet» ideal bezeichnet hätte, wenn die Religion und die «Forderung heilig zu sein» darin derart vorherrschend gewesen wären, wie Borowski unterstellt.⁶²

Dennoch könnte Kants Moralphilosophie tief in seiner frühen Kindheit verwurzelt sein. Die Kants waren nicht bloß Pietisten; da Kants Vater Handwerksmeister und seine Eltern Mitglieder einer Zunft waren, müssen sie ihrem Sohn die Art von moralischer Disposition mitgegeben haben, die im Ethos des Handwerks und der Zünfte wurzelte.⁶³ Dieses Ethos war mehr durch eine stolze Unabhängigkeit von König und Herrn, durch einen Geist der Selbstbestimmung und Selbstgenügsamkeit (selbst unter widrigsten Umständen) gekennzeichnet als durch Unterwürfigkeit und Gehorsam gegenüber Höhergestellten. Man kann die Macht der Zunft im frühen 18. Jahrhundert leicht überschätzen, aber ebenso leicht läßt sich die gesellschaftliche Stellung ihrer Mitglieder unterschätzen. Es ist bedeutsam, daß sich Kant zeitlebens seiner Herkunft sehr deutlich bewußt war.

Das zentrale moralische Gebot des Zunftsystems hieß Ehre. Ohne Ehre war das Mitglied der Zunft nichts. Die Äußerungen Kants über seine Eltern und seine Schwestern müssen in genau diesem Zusammenhang gesehen werden. Wenn er sagt, daß er als Kind nie etwas Unehrenhaftes mit ansehen mußte und daß das Blut seiner Eltern nie von etwas Unanständigem befleckt wurde, dann schwebt ihm diese moralische Auffassung von Ehre vor, die für die Zünfte charakteristisch war. Wenn Wasianski hervorhebt, daß Schulz Kants Eltern auf eine Weise unterstützte, «die mit Kants und seiner Eltern Ehrgefühl bestehen konnte», dann spricht er von genau diesem Punkt.⁶⁴ Almosen wären nicht akzeptabel gewesen. Hilfe durch Lieferung von Brennholz war etwas anderes.

Für den reifen Kant hingegen war Ehre nur ein sehr unvollkommener Ausdruck von Sittlichkeit. Ehrbarkeit war etwas bloß Äußerliches.⁶⁵ Sie konnte daher das wahre Wesen der Moralität überhaupt nicht erfassen. Ja, er weist ausdrücklich darauf hin, daß nicht nur «die moralische Kultur ... sich ... auf Maximen, nicht auf Disziplin» gründen muß (weil sich Disziplin auf das konzentriert, was äußerlich ist, und lediglich schlechte Gewohnheiten verhindert, während Maximen eine gewisse moralische Disposition schaffen), sondern auch

diese Maximen nicht Maximen der Ehre sein können, sondern die des Rechtes sein müssen, indem jene sehr wohl, aber nicht diese mit Charakterlosigkeit bestehen können. Dazu kommt, daß Ehre etwas ganz Konventionelles ist, was erst gewissermaßen erlernt werden muß, und wozu es der Erfahrung bedarf. Auf diesem Wege läßt sich daher erst spät an die Bildung des Charakters denken, oder vielmehr, sie wird erst spät möglich. Dagegen liegt die Vorstellung von Recht tief in der Seele jedes, auch des zartesten Kindes, und man täte daher sehr wohl, statt dem Kinde zuzurufen: *Ei, so schäme dich doch!* es immer auf die Frage zurück zu führen: *Ist das auch recht?*⁶⁶

Demnach wäre es ebensosehr ein Fehler zu behaupten, daß die einfache Moral der Zünfte, eine Moral, die auf Ehre beruht, die Wurzel von

Kants moralischer Theorie bilde, wie es ein Fehler wäre zu behaupten, der schlichte Pietismus seiner Eltern erkläre seine reifen Ansichten.

Zwar erklärt Emanuels Jugend als «Meistersohn» nicht Kants spätere philosophische Entwicklung, aber sie ist wichtig, um seinen Werdegang zu verstehen. Das eine läßt sich nicht ohne das andere begreifen. Der Pietismus half denjenigen, die ihn akzeptierten, über die schweren Zeiten hinweg, die durch die Krise des Zunftsystems hervorgerufen worden waren. Mit seiner Betonung von Laienpriestertum, individuellem Bibelstudium und einer Gemeinschaft der Gläubigen stand der Pietismus in Einklang mit den Werten der Zunftmitglieder. Wenngleich man die Pietisten auch als Mucker bezeichnete, verstärkten ihre Praktiken ihr Gefühl der Unabhängigkeit und Autonomie. Eines der Dinge, die der orthodoxe Klerus am Pietismus nicht akzeptieren konnte, war, daß jeder als in gleicher Weise dazu qualifiziert galt, die Bibel auszulegen, und so die scharfe Trennung zwischen Geistlichen und Laien verschwamm. Es war ein großer Schritt von dem Beharren der Zunftmitglieder auf Unabhängigkeit von ziviler Autorität (und ihrem demokratischeren Verständnis von gesellschaftlicher Organisation) bis zu Kants Gedanken einer idealen Gemeinschaft moralisch autonomer Individuen, aber dieser Schritt war nicht so groß wie der Schritt vom gläubigen Gehorsam gegenüber dem Worte Gottes und der Nachfolge Christi zur vollständigen Autonomie, die der kategorische Imperativ vorschreibt. Wie man es auch bewertet, in ersterem liegt eine Kontinuität, in letzterem hingegen eine radikale Diskontinuität.⁶⁷ Die unabhängigen Handwerker fanden die Botschaft des Pietismus zumindest zum Teil deshalb akzeptabel, weil sie Unabhängigkeit von einigen der etablierten Hierarchien Preußens im 18. Jahrhundert versprach. Was Emanuels Mutter und Vater daraus machten, war gewiß nicht unabhängig von dem Ethos, mit dem sie aufgewachsen waren. Zu allererst gehörten sie der Klasse der ehrbaren Handwerker an, und das bestimmte weitgehend ihren Moralkodex.

Anders formuliert, die Werte, die Kant von seinen Eltern mitbekam, waren die des Kleinbürgertums. Er lernte die Wichtigkeit von harter Arbeit, Ehrlichkeit, Sauberkeit und Unabhängigkeit. Er erwarb sich auch einen Sinn für den Wert des Geldes. In der einzigen Schilderung seiner Eltern, die wir aus seiner Feder besitzen, weist er eigens darauf hin, daß ihm die Eltern weder Geld noch Schulden hinterließen, ihn aber gut auf diese Welt vorbereiteten. Die Werte, die er sich aneignete, dürften sich nicht nennenswert von denen unterscheiden haben, die er möglicherweise erworben hätte, wenn er zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Padua, Edinburgh, Amsterdam oder Boston in einer Familie unabhängiger Kleinhandwerker aufgewachsen wäre. Genau wie im Hause der Kants in Königsberg spielte die Religion auch in diesen Haushalten eine gewisse Rolle. Der Gottesdienst war jedoch nicht die einzige und vielleicht auch nicht einmal die wichtigste Beschäftigung. Harte Arbeit beim Bedienen

der Kunden, die Lebensgrundlagen erwerben, ohne sich kompromittieren zu müssen, anständig leben, den äußeren Schein wahren, der dem eigenen Stand entsprach, sich um seine Familie kümmern und keinem anderen Menschen allzu sehr verpflichtet oder von ihm abhängig zu sein, das wären auch an diesen Orten die wichtigen Zielsetzungen gewesen. Kant war seinen Eltern zumindest ebensowenig wegen dieser menschlichen Qualitäten verpflichtet wie wegen irgendeiner bestimmten religiösen Lehre oder Lebensweise. Daß seine Eltern nicht nur daran interessiert waren, den Schein zu wahren, sondern auch ehrlich an die Notwendigkeit glaubten, ein Leben zu führen, das vor Gott bestehen konnte, ändert hieran nichts.⁶⁸ Auf jeden Fall lernte er den Pietismus bald von einer anderen Seite kennen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de